



Leseprobe

Andrea Stewart

Der Knochensplitterpalast Der Krieg

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 27. September 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Zeit der Kaiser ist vorbei, doch wird Lin ihren Platz finden? – Das epische Finale der großen High Fantasy-Saga!

Die Knochensplitterarmee ist besiegt. Aber Lin weiß, dass ihre Verbündeten im Kampf zwar hilfreich waren, aber eine neue Weltordnung fordern. Und darin hat kein Kaiser einen Platz – auch nicht Lin.

Zudem wird der zerbrechliche Frieden von den Alanga ins Wanken gebracht, welche beginnen, die Seite zu wechseln. Einmal mehr hängt die Zukunft des Phönixreichs an Lin und mit Feinden auf allen Seiten und nur wenigen Freunden an ihrer Seite muss sie ein für alle Mal entscheiden, ob sie dem Weg ihrer Vorfahren folgen soll, um die Menschen ihres Reichs zu retten und endlich Frieden zu finden.

Das Finale der fesselnden High-Fantasy-Reihe, in der eine starke Frau über Sieg oder Niederlage eines Reiches entscheiden muss.

Alle Bände der Reihe: 1. Der Knochensplitterpalast – Die Tochter 2. Der Knochensplitterpalast – Der Kaiser 3. Der Knochensplitterpalast – Der Krieg



Autor

Andrea Stewart

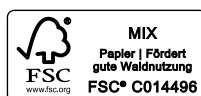
Andrea Stewart ist die Tochter von Einwanderern und wuchs an verschiedenen Orten in den Vereinigten Staaten auf. Ihre Eltern legten großen Wert auf Wissenschaft und Bildung, so dass sie ihre

Andrea Stewart

Der Knochensplitterpalast
Der Krieg

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Bone Shard War« bei Orbit, London, 2023.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2023 by Andrea Stewart
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Penhaligon,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Jörn Rauser

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

nach einer Originalvorlage von © 2023 Hachette Book Group, Inc.

Umschlagdesign: Lauren Panepinto

Umschlagmotiv: Sasha Vinogradova

Kartenillustration © Charis Loke 2020

LO · Herstellung: mar

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3262-8

www.penthaligon-verlag.de

Für meinen Bruder, Kavin,
der mich immer dazu ermutigt,
mir noch mehr zuzutrauen.

Kapitel 1

Nisong

Gaelung

Nisong war an den Tod gewöhnt. Sie war es sogar gewohnt, dass ihr der Tod überallhin folgte, wie ein Welpen, der sich an die Fersen seines Frauchens heftet. Doch sie hatte nicht damit gerechnet, dass er ihr an die Gurgel gehen würde.

»Ich habe dir doch gesagt, dass sie hinter mir her sein würden«, zischte Ragan.

Sie packte ihn am Arm und zog ihn dicht an sich heran. »Still«, flüsterte sie ihm ins Ohr. Leise winselnd zwischen den Ruinen kauerte Lozhi an ihrer anderen Seite.

Ragan schüttelte ihre Hand ab. »Nimm ihn *heraus*. Du wolltest den richtigen Zeitpunkt abwarten? Na gut. Jetzt ist er gekommen.«

Sie wollte weitergehen, bis sie keine Ahnung mehr hatte, wo sie war oder wo er sich befand – egal, wie verbissen sie ihn nach der Schlacht von Gaelung auch gesucht hatte. Mehrere Monate lang hatte sie sich trotz ihrer Trauer mühsam durchgeschlagen und war häufig selbst nur knapp der Entdeckung entgangen. Als sie ihn schließlich in einer Schänke aufspürte, hatte sie ihn zunächst gar nicht erkannt. Er hatte nach saurem Schweiß gerochen. Seine zuvor kurz geschorenen Haare waren ihm bis über die Ohren gewachsen. Seine Mönchskutte hatte er gegen eine verblichene braun-weiße Bauerntracht und einen Strohhut ausgetauscht, der sein

Gesicht verbarg. Es hatte lange gedauert, bis sie sich einig wurden. Ständig hatte er sich gegen sie zur Wehr gesetzt, überzeugt, dass er niemanden brauchte, am allerwenigsten ein Konstrukt. Doch abgesehen von Lin war sie die Einzige, die den Splitter aus seinem Körper entfernen konnte. Und mit dieser Aussicht hatte sie ihn gelockt, wie mit einem Fischköder, den sie so lange vor seiner Nase baumeln ließ, bis er anbiss.

Bisher hatte sie ihn allerdings noch nicht entfernt. Ein paarmal hatte sie zwar schon darüber nachgedacht, es sich dann aber immer wieder anders überlegt. Der Splitter war das Einzige, was sie gegen ihn in der Hand hatte.

Sein Atem wärmte ihr Ohr. »Du hast ihn seit zwei Jahren in mir gelassen. Wenn du ihn jetzt nicht herausnimmst, werden wir beide hier sterben.«

Nisong biss die Zähne zusammen, bis es sich anfühlte, als könnten sie jeden Augenblick zersplittern. Wann würde er *endlich* aufhören zu sprechen? Sie konzentrierte sich und vernahm wieder das Rascheln, mit dem sie sich durch das Gestrüpp bewegten. Hätte es nicht geregnet, hätte sie den ersten knackenden Zweig gewiss überhört. Dann hätten sie in der zunehmenden Dunkelheit in den Alanga-Ruinen gerastet und miteinander gestritten, bis ihnen die Leute, die sich unbemerkt an sie heranschlichen, die Kehlen aufschlitzten.

Zugegebenermaßen hatte sie ihm erst nicht geglaubt, dass irgendjemand Jagd auf die Alanga machte. Als sie dann aber vom zehnten toten Alanga hörten, hatte er gebettelt und sie angefleht. »Hinter mir werden sie als Nächstes her sein«, hatte er mit Tränen in den Augen gesagt und ihr betrunken die Hände entgegengereckt. »Willst du diese Schuld auf dich nehmen? Wie soll ich mich denn verteidigen, wenn ich diejenigen, die mich umbringen wollen, nicht töten kann?«

Damals hatte sie sich ihren Irrtum eingestehen müssen: Irgendjemand brachte tatsächlich Alanga um. Sie wusste nur nicht, wer das war. Dennoch zögerte sie, den Splitter zu entfernen, den Lin in Ragans Körper gesteckt hatte. Inzwischen wusste sie, wie schnell seine Freundlichkeit in Wut umschlug, wenn sie ihm nicht gab, was er wollte. Nisong konnte noch immer seine Finger um ihren Hals spüren, als er nach ihrer ersten Weigerung versucht hatte, ihr seinen Willen aufzuzwingen. Sie hatte bloß gelacht. Er hatte lediglich leicht zudrücken können. Er wollte grundsätzlich töten, niemals nur verletzen – in dieser Hinsicht war er ausgesprochen berechenbar. Der Befehl, den Lin ihm eingepflanzt hatte, hielt ihn jedoch stets davon ab.

Lozhi drückte sich an Nisong. Vielleicht würde der Ossalen sich so weit beruhigen, dass er ihnen helfen konnte, dachte sie, während sie seine Wange kraulte. Mittlerweile war er so groß wie ein Pony und sah ziemlich furchterregend aus, doch er hatte noch immer Angst vor Männern. Insbesondere vor Ragan.

Nisong musste nachdenken. In einem Kampf wäre Ragan nutzlos. Er hatte nie gelernt, seine Gefühle zu zügeln. Er würde die Angreifer umbringen wollen und deswegen außerstande sein, ihnen auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Doch er konnte auch noch andere Dinge tun als kämpfen. Sie betrachtete die Ruinen um sich herum, das im Wind flackernde kleine Feuer und auch das Wasser, das sich zwischen den zerbrochenen Fliesen sammelte. Auf allen Seiten schien der Dschungel bis in die verfallenen Gebäude vorzudringen. Sie konnte sich dieses Terrain zunutze machen. Sie beide konnten es.

»Wir werden nicht hier sterben, wenn du gut auf mich hörst«, sagte sie und griff nach der Keule in ihrem Gürtel. »Wir stellen uns mit dem Rücken zur Wand in diese Ecke.

Versuch gar nicht erst, dein Schwert zu benutzen. Da, da und da.« Sie zeigte auf rissige Mauern, die bei der geringsten Erschütterung einzustürzen drohten. »Lozhi und ich werden sie in diesen Bereich treiben. Aber beobachte den Kampf nicht. Wenn ich dich dazu auffordere, bringst du die Erde zum Beben.« Sie hielt ihm eine Hand hin. »Gib mir Lozhis Splitter.«

Er starrte sie finster an. Sie starrte zurück.

Einen Augenblick lang glaubte sie, dass er sich weigern würde. Er händigte sie ihr nur aus, wenn er ganz genau wusste, was sie damit tun würde, und er sie überwachen konnte. Da Lin ihn mit einem Splitter aus den Hörnern ihres Ossalens gezähmt hatte, fragte er sich bestimmt, was Nisong alles damit anstellen konnte. Doch schließlich löste er den Beutel von seinem Gürtel.

Die Knochenstücke darin klapperten, als er ihn ihr auf die Handfläche legte. Es waren nicht mehr viele. Ihr Gravierwerkzeug befand sich in ihrer Schärpentasche.

Während sie den Beutel an ihrem Gürtel festband, kamen die Angreifer aus dem Gebüsch hervor. Sie trugen dunkle Kleidung, ihre Klingen funkelten im Feuerschein. Nisong zog die Keule und trat ihnen entgegen. Sie spürte, dass Lozhi ihr folgte. Als sie sich eingestanden hatte, dass irgendjemand Alanga umbrachte, war sie davon ausgegangen, dass aufgebrachte Untertanen des Reichs dahinterstecken mussten. Egal, wie sehr Lin sich auch bemühte, diese neuen Alanga in die Gesellschaft einzugliedern, ihre Vorgänger hatten sie viele Jahre lang als Feinde gebrandmarkt und sich selbst als die Retter der Menschheit dargestellt und damit Vorurteile geschürt, die sich nur schwer beseitigen ließen. Als Nisong ihre fünf Gegner von Kopf bis Fuß musterte, erkannte sie jedoch, dass es nicht irgendwelche Leute waren, sondern professionelle Meuchelmörder.

Was bedeutete, dass sie in großen Schwierigkeiten steckte.

Als sich der Erste ihr näherte, gab sie sich ängstlich und schwach. Sobald er sich mit vorgereckter Klinge auf sie stürzte, schlug sie ihm jedoch die Keule seitlich an den Kopf. Damit waren nur noch vier übrig, von denen aber gewiss keiner mehr auf denselben Trick reinfallen würde. Sie wurden langsamer und umkreisten Nisong wie hungrige Wölfe, mit grimmig entschlossenen Gesichtern, in denen weder Mitleid noch Nervosität zu erkennen waren.

Hinter ihr wimmerte Lozhi. Drei der verbliebenen Attentäter waren Männer.

Zum ersten Mal seit Langem empfand Nisong Furcht. Sie hatte sich mit Ragan herumschlagen müssen und war mit ihren Plänen nicht recht vorangekommen. Ein paarmal hatten sie mit den Ioph Carn zusammengearbeitet und dabei so viel verdient, dass sie fast ein Jahr lang bequem davon leben konnten. Aus den Hörnern, die Lozhi zwischenzeitlich abgefallen waren, hatten sie insgesamt vierzig Splitter gewonnen. Viel zu wenig für eine Armee, aber immerhin hatte sie ein paarmal Gelegenheit gehabt, mit ihnen zu experimentieren, und einige winzige Konstrukte geschaffen. Darunter waren zwei kleine Spione gewesen – die sich allerdings beide gerade nicht in ihrer Nähe befanden.

Das Reich zurückerobern? Lin und ihre Liebsten leiden lassen? Diese Ziele erschienen ihr mittlerweile lächerlich, doch sie brannte dafür. Sie *musste* es tun. Dafür würde sie am Leben bleiben, weil es das Einzige war, das den Tod ihrer Freunde zumindest ein wenig aufwiegen würde.

Nisong sah hektisch hin und her, um keinen ihrer vier Gegner aus den Augen zu lassen. Sie spürte Lozhis Wärme nicht mehr hinter sich und ging im Schutz eines teilweise eingestürzten Daches in Deckung. Die stickige Abendluft fühlte sich wie ein feuchtes Tuch über Nase und Mund an. Eine Mücke schwirrte an ihrem Ohr vorbei.

Alle vier Mörder stürzten sich gleichzeitig auf sie.

In einem großen Halbkreis schwang sie die Keule und drängte zwei von ihnen zurück. Einer der anderen beiden versuchte, sie seitlich zu treffen, verfehlte sie jedoch. Fast im selben Augenblick spürte sie ein Brennen an der Wade und wusste sogleich, dass der letzte Gegner mehr Erfolg gehabt hatte. Die Wunde schien nicht besonders tief zu sein. Wenn sie es schaffte, wenigstens zwei der beiden zu einer der Wände zurückzudrängen, würde sie nur noch hoffen müssen, dass sie zur richtigen Seite umkippte ...

»Jetzt!«, rief sie.

Der Boden bebte unter ihren Füßen. Obwohl Nisong damit gerechnet hatte, verlor sie beinahe den Halt. Fliesen splitterten, Steine barsten. Sie hielt den Atem an, als die Wand, an die sie die Angreifer gedrängt hatte, zu kippen begann.

Sie fiel von ihnen weg. Die Steine und der Gips rollten den Hang hinab und verschwanden im hohen Gras. Nisong wich zurück und fuhr herum, als ihr die anderen zwei Gegner einfielen, die noch hinter ihr lauerten. Die beiden schoben sich zwischen sie und das flackernde Feuer. Hinter ihnen erspähte sie Ragan, der den Blick gehorsam fest auf eine Mauer gerichtet hielt. Lozhi war stehen geblieben, während Nisong vorrückte, und lag mit angelegten Ohren, die grauen Augen weit aufgerissen, flach auf dem Boden.

»Hat es geklappt?«, rief Ragan.

Hinter sich hörte sie laute Schritte und wirbelte erneut herum, wohl wissend, dass sie dadurch wiederum den anderen beiden den ungeschützten Rücken zukehrte. Sie hob die Keule. Wenigstens würde sie im Kampf sterben und mit ihrem letzten Atemzug alle verfluchen, die ihr ein Unrecht angetan hatten. Für Muschel, für Wedel, für Blatt und für Koralle.

Ein grauer Schemen drängte sich an ihr vorbei und warf sie beinahe um. Lozhi schnappte nach einem der Attentäter, erwischte ihn am Bein und schleuderte ihn ins Unterholz. Dem zweiten bohrte er die Zähne tief ins Bein. Der Mann schrie wie am Spieß und hackte auf Lozhis Gesicht ein. Das Biest ignorierte die Hiebe. Nisong wusste aus Erfahrung, dass es sich von Schnittwunden schnell erholte. »Verschwindet!«, rief Lozhi. »Lasst uns in Ruhe!« Er wandte sich dem dritten Attentäter zu, der seinen beiden Kameraden zu Hilfe kommen wollte.

Einen Augenblick lang war Nisong wie erstarrt. Zwar wusste sie, dass der Ossalen sprechen konnte, hatte ihn jedoch nie zuvor so viel sagen hören. Sie kannte ihn vor allem als stummen Gefährten, der sich nicht mit Worten, sondern mit Blicken verständigte. Hinter sich hörte sie Stahl aus einer Scheide gleiten und blickte über die Schulter.

Die beiden letzten Mörder gingen auf Ragan zu. Nisong fluchte über ihre eigene Dummheit. Natürlich waren sie vor allem hinter ihm her. Wenn sie ihn töteten, würde Nisong wieder mit leeren Händen dastehen. Ohne Freunde oder irgendjemanden, der ihr half. Allein. Schnell holte sie die Splitter aus dem Beutel, ritzte Befehle in sie hinein und rannte von hinten auf die Angreifer zu.

Der Mann bemerkte sie, die Frau jedoch nicht. Nisong atmete ruhig ein und aus und ließ eine Hand zum Oberkörper der Frau vorschnellen. Ihre Knöchel knallten gegen einen Brustpanzer aus hartem Leder.

Überrascht drückte sie sich die schmerzende Hand an die Brust. Der Splitter grub sich tief in ihre Handfläche. Warum hatte das nicht funktioniert? War sie allzu abgelenkt und hektisch, um die Knochensplittermagie richtig anzuwenden?

Bislang hatte sie Lozhis Splitter immer nur bei Alanga eingesetzt. Hatten sie bei Sterblichen keine Wirkung?

Nisong versuchte, die beiden Mörder mit ihrer schweren Keule auf Abstand zu halten. Während die Frau zurückschlug, hob der Mann seine Klinge über Ragans Rücken. Nisong gelang es gerade noch rechtzeitig, den Hieb ihrer Gegnerin zu blockieren. »Hinter dir!«, rief sie Ragan zu. Der wirbelte herum, zückte das Schwert, um den Angriff zu parieren, und trat den Mann von sich weg.

Die Frau umkreiste Nisong und schlug erneut zu. Nisong war es gewohnt, sich im Schlachtgetümmel mit durchschnittlich begabten Gegnern zu messen, nicht jedoch im direkten Duell mit kampferprobten Attentätern. Sie wich zur Seite aus, trat mit dem verletzten Bein auf einen losen Stein und knickte um. Über ihr glitzerte das gegnerische Schwert.

Diesmal rettete Ragan *ihr* das Leben, indem er das Schwert blitzschnell zwischen sie und die Mörderin hielt. Einen kurzen Moment lang trafen sich ihre Blicke. »Wir müssen uns vertrauen, oder wir werden beide sterben«, bemerkte er und stellte sich mit dem Rücken zu ihr vor die Mörderin.

Nisong blickte derweil den Hang hinunter und entdeckte Lozhi. Er blutete. Drei weitere Attentäter traten aus dem Gebüsch und umringten ihn.

Sie wurde wütend. Wie konnte er nur von Vertrauen sprechen, nachdem er schon einmal versucht hatte, sie umzubringen? Doch Nisong musste auch anerkennen, dass er ihr die Splitter gegeben hatte, dass der Mordversuch inzwischen zwei Jahre her war und dass sie Ragan – wenn sie zur Kaiserinsel gelangen wollte – früher oder später von seinen Fesseln befreien musste.

Sie trat einen kleinen Schritt vor, legte ihm eine Hand auf die Schulter und die andere zwischen seine Schulterblätter. »Halt so still wie möglich«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Konzentrier dich allein darauf, dich und mich zu verteidigen. Denk gar nicht darüber nach zurückzuschlagen.«

Als die Mörderin angriff, spannten sich seine Muskeln an. Es fiel ihr schwer, nicht darauf zu achten, was vor Ragan geschah, doch mittlerweile kannte sie ihn gut genug. Er würde sein Temperament nicht lange zügeln können. Sobald er sich vorstellte, wie es wäre, ihre Gegner zu töten, würde er sein Schwert nicht mehr heben können. Sie musste sich beeilen.

Nisong holte tief Luft, schloss die Augen und schob die Hand in Ragans Körper.

Diesmal gaben die Kleidung, die Haut und die Knochen unter ihren Fingerspitzen nach. Es fühlte sich an, als würde sie die Finger in einem warmen Teich bewegen. Allerdings spürte sie weniger Widerstand als in Wasser. Sein Körper zuckte um ihre Hand herum, während er die Schläge der Attentäterin parierte. Sie spürte, wie seine Knochen bebten und er auf die Kraft zugriff, die er der Verbindung mit Lozhi verdankte. Irgendwo hörte sie Wasser rauschen. Die Feuchtigkeit, die sie gerade noch gespürt hatte, verschwand. Und dann entdeckte sie in ihm, was sie gesucht hatte: ein scharfkantiges Objekt, das etwas wärmer war als seine Umgebung.

Er wird dich töten, flüsterte Koralle in ihren Gedanken. *Am Ende wird er dich töten.*

Sie ignorierte die Stimme, schlang die Finger um den Splitter und zog ihn aus seiner Halterung.

Die Veränderung ging rasend schnell vonstatten. Es war, als befänden sie sich in einem Raum, in dem von einem Augenblick auf den anderen sämtliche Lampen erloschen. Selbst die Meuchelmörder schienen es zu spüren. Sie zögerten. Es wurde stockdunkel. Nur das flackernde Feuer spendete noch Licht. Ragan wirkte wesentlich selbstbewusster als noch vor einem Augenblick. »Geht nicht«, sagte er sanft. »Noch nicht.«

Die Frau griff als Erste an. Unter ihrem Hieb duckte er sich weg und schnitt ihr in aller Seelenruhe den Bauch auf.

Es sah aus, als weide er einen Fisch aus. Gleichzeitig ließ er das Wasser niedergehen.

Er musste es bereits angesammelt haben, als der Splitter noch in ihm gesteckt hatte. Ein ganzer Ozean schien vom Himmel zu fallen. Mit einem leisen Freudenschrei wetzte Lozhi um seine orientierungslosen Angreifer herum und biss sie immer wieder in Arme und Beine. Das meiste Wasser fiel zu Boden, doch ein kleiner Teil bildete Kugeln um die Köpfe der Meuchelmörder herum. Nisong sah entsetzt zu, wie sie an die Gesichter griffen, gurgelnde Schreie ausstießen und das Wasser vergeblich abzuschütteln versuchten. Derweil stand Ragan mit erhobenen Händen da. Seine schwarzen Haare klebten ihm im Gesicht. Sein Blick war eiskalt und mörderisch.

Er kannte weder Gnade noch Reue.

Die Mörder fielen einer nach dem anderen um, und schließlich war es in den Ruinen wieder vollkommen still geworden. Ragan drehte sich zu Nisong um. Die fragte sich, ob sich früher die Sterblichen so gefühlt haben mochten, wenn sie das Missfallen der Alanga erregt hatten. »Du brauchst mich noch«, brachte sie heraus und schluckte schwer.

Lozhi tappte den Hang herauf, ging an Nisong vorbei und kehrte an Ragans Seite zurück, wo er mit zuckenden Ohren Platz nahm.

Ragan hob eine Hand, und sie rechnete damit, nun ihrerseits in eine Wasserkugel gehüllt zu werden. Da sie hoffnungslos unterlegen war, würde sie sich nicht zur Wehr setzen. Schließlich wollte sie sich in den letzten Augenblicken ihres Lebens nicht lächerlich machen. Sie würde dem Tod genauso gefasst entgegenblicken, wie sie alles erduldet hatte, seit sie aus dem Gedankennebel erwacht war.

Sein versteinertes Gesichtsausdruck verzog sich zu einem grimmigen Lächeln, und sie merkte, dass er auf etwas hinter

ihr zeigte. Erleichterung durchflutete sie. Der Kloß in ihrer Kehle löste sich auf, und ihre Knie wurden schwach. Sie brauchte eine Weile, um zu begreifen, worauf er deutete. Wie Glühwürmchen leuchteten hinter den Baumwipfeln in weiter Ferne die Lichter im Palast von Gaelung. »Da. Das ist unser nächstes Ziel.«

Er ging auf sie zu. Ihr Herz schlug im Takt seiner Schritte. »Gib mir die Splitter.« Sein funkelnder Blick war ihr unheimlich. Er hatte es genossen, diese Mörder umzubringen. Sie war es gewohnt, dass ihr der Tod auf Schritt und Tritt folgte, doch für Ragan war er ein vertrauter Freund. Er konnte gar nicht genug von ihm bekommen.

Sie band den Beutel vom Gürtel los und ließ ihn auf seine Handfläche fallen. »Hast du einen Plan?«, fragte sie und war froh, dass ihre Stimme nicht zitterte. Sie durfte jetzt nicht die Kontrolle verlieren.

Er hielt die Hand noch immer ausgestreckt. »Den anderen auch.«

Erst jetzt bemerkte sie, dass sie noch immer etwas Spitzes in der Hand hielt. Den Splitter, den sie aus seiner Brust gezogen hatte. Nisong öffnete die Finger und ließ ihn neben den Beutel fallen. Sie konnte ihren Herzschlag nicht beruhigen. Fieberhaft überlegte sie, was sie angerichtet hatte.

Als sich seine Finger um die Splitter schlossen, entspannten sich seine Gesichtszüge. Als hätte er nicht gerade all diese Attentäter ertränkt und Nisong angesehen, als suche er nur nach einem Vorwand, ihr das Gleiche anzutun. »Natürlich habe ich einen Plan.« Er blickte über die Wipfel hinweg zum Palast. »Du und ich, wir werden eine kleine Rundreise unternehmen und alle daran erinnern, wie es ist, mit den Alanga zu leben.«

Kapitel 2

Lin

Kaiserinsel

Lin Sukai. 1522–1525. Ich habe zugesehen, wie die Flammen an der Seite leckten, die ich aus dem Geburtsregister gerissen hatte. Sie färbten sie erst braun, dann schwarz und verwandelten das Papier schließlich in Asche. Ich hätte es schon vor Jahren verbrennen und meine Herkunft besser verbergen sollen, doch es war Teil meiner Vergangenheit gewesen – eine Erinnerung, wer ich gewesen bin und woher ich abstammt habe.

Ich war Lin. Ich war der Kaiser. Ich war eine Alanga. Die Retterin von Gaelung. Das könnte meine ganze Lebensgeschichte sein. Nur ich würde wissen, woher ich wirklich kam. Dass ich in dem Becken unter dem Palast aus verschiedenen Körperteilen gezüchtet worden war, vollgestopft mit den Erinnerungen der toten Gemahlin meines Vaters. Um meine Aufgabe erfüllen zu können, musste ich mir nur gut merken, wer ich inzwischen war.

Über mir ertönten schwere Schritte, Krallen schabten über das Deck – und das Schiff neigte sich zu der einen Seite. Thrana hatte darauf bestanden, mich zu begleiten, und ich hätte sie, selbst wenn ich wollte, nicht daran hindern können. Inzwischen war sie größer als ein Streitross und konnte fast so schnell schwimmen wie ein mit Geistgestein angetriebenes Schiff. Wir hatten versucht, sie in meiner Kabine

unterzubringen, doch sie passte nicht mehr hinein. Sie war es gewohnt, sich im Palast neben meinem Bett zusammenzurollen und den Kopf auf die Matratze zu legen. Ich wiederum war es gewohnt, mit einer Hand auf ihrem Kopf zu schlafen.

Ich ließ die Überreste der Seite auf den Boden der Laterne fallen und sah zu, wie sie verbrannten. Dabei musste ich an die Kiste denken.

Zwei Jahre zuvor hatten Palastgardisten sie am Tor entdeckt. Sie war mit meinem Namen beschriftet gewesen, doch niemand hatte gewusst, wann und von wem sie dort abgestellt worden war. Eine meiner Mägde hatte darauf bestanden, sie für mich zu öffnen, für den Fall, dass versteckte Klingen oder ein Gift darin auf mich lauerten.

Doch stattdessen hatte eine Nachricht darin gelegen – *Damit Ihr etwas zum Verbrennen habt* – und darunter ein ledriger Hautfetzen. Erneut empfand ich jetzt die Anspannung in meinem Brustkorb, das Gefühl, die Welt um mich herum komme komplett zum Stillstand und mein Geist werde schwerelos. Entsetzt hatte ich die Kiste sofort wieder geschlossen, doch ihr Inhalt stand mir seither unauslöschlich vor Augen. Denn in das Stück Haut war ein Hase tätowiert gewesen.

Jovis hatte versprochen, zu mir zurückzukehren. Ein kleiner Teil von ihm hatte dieses Versprechen sogar gehalten.

Kummer und Wut erfüllten mich, wuchtig wie der Regen, der draußen über dem Meer niederging, bis sie ganz langsam wieder abfließen und mich mit einem Gefühl von Erschöpfung und Hilflosigkeit zurückließen. Es war nun zwei Jahre her, und noch immer erwachte ich jeden Morgen mit der Hoffnung, es wäre nur ein Traum gewesen. Ich wünschte, ich könnte mich von dieser Hoffnung befreien und müsste nicht immer wieder von Neuem erkennen, dass es tatsächlich geschehen war. Dass Jovis wirklich nicht mehr lebte.

Mittlerweile existierte ich schon so lange in dieser neuen Realität, dass ich mich kaum noch daran erinnern konnte, wie er gerochen hatte. Oder wie schön es gewesen war, seinen Körper an meinem und seine Hände in meinen Haaren zu spüren. Hatte er mir gesagt, dass er mich liebt, oder hatte ich das nur geträumt?

Wütend war ich, weil er mich angelogen und erst zugegeben hatte, dass er mich für die Splitterlosen ausspionierte, als er es nicht mehr verhehlen konnte. Ich hatte keine Chance gehabt, ihn wegen dieser Lügen weiter anzuschreien und mir seine Entschuldigungen anzuhören. Zu spüren, wie sich der Knoten in meiner Brust jedes Mal, wenn er mich um Verzeihung bat, immer weiter löste, bis ich mich von dieser Enttäuschung vollständig erholt und ihm vergeben hätte. Mit der Zeit hätte ich es bestimmt getan. Ich wusste allerdings nicht, ob ich mir selbst verzeihen konnte. Ich hätte nicht zulassen dürfen, dass er sich ohne mich auf die Suche nach Mephi machte und es dabei allein mit Kaphra aufnehmen musste. Doch ich war der Kaiser. Ich hatte Verpflichtungen. Numeen, Thrana, Bayan ... Jovis. Manchmal nahm der Tod jemanden mitten in der Szene von der Bühne und ließ ihn das Ende nicht mehr miterleben. Mit meiner Reue musste ich nun einmal leben. Es gab noch so vieles, das ich zu tun hatte.

Es klopfte an meiner Kabinentür. Ich schluckte meinen Kummer herunter und blickte in die Laterne. Von der verbrannten Seite waren nur noch Asche und Glutstückchen zu sehen. »Ja?«

»Wir sind bereit, in See zu stechen«, erklang die gedämpfte Stimme eines meiner Gardisten.

»Bin gleich da.« Rasch streifte ich den regenfesten Mantel über mein feines Gewand, schnürte die Stiefel und schnallte das weiße Schwert um. Vor formellen Gesprächen legte ich es für gewöhnlich ab, doch ich wollte Iloh und sein Volk da-

ran erinnern, mit wem sie es zu tun hatten. Ich hatte nicht nur eine Armee nach Gaelung geführt, sondern auch selbst gegen die Konstrukte gekämpft. Ich blieb nicht auf meinem Thron hocken und herrschte aus der Ferne. Die Sicherheit meiner Untertanen lag mir am Herzen, und ich wollte sie mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen.

Und wenn ich dafür einen Gouverneur daran hindern musste, seine eigene Insel im Meer zu versenken.

Als ich an Deck trat, schüttete es noch immer wie aus Kübeln. Thrana gesellte sich zu mir. »Gutes Wetter, um Fische zu fangen!«, sagte sie und schüttelte sich den Regen aus dem Fell. Ihre spiralförmigen Hörner hatten sich mittlerweile doppelt verzweigt. Sie glänzten feucht. Ich konnte nicht erkennen, ob Thrana vor Kurzem im Meer gewesen oder nur vom Regen durchweicht worden war.

Meine Gardisten kamen zu mir. Einer von ihnen deutete auf den Frachtraum, in dem mehrere Kisten Geistgestein lagerten. »Sollen wir sie zum Palast hinaufbringen?«

Ich dachte daran, wie ich Jahre zuvor meinem Vater eine Handvoll Geistgestein gestohlen hatte. Damals hatte der Vorrat noch unerschöpflich gewirkt und mehrere Räume gefüllt. Doch je mehr wir verbrauchten, desto geringer wurde er, bis irgendwann niemand mehr Geistgestein haben würde und das Reich zersplittert war. Und die Ioph Carn, die ständig meine Schiffe überfielen und alles Geistgestein raubten und schmuggelten, das sie in die Finger bekommen konnten, verschlimmerten die Lage noch. Doch der Vorrat mochte zwar »gering« sein, aber »erschöpft« war er noch nicht. Mit diesem Problem würde ich mich ein andermal befassen. Heute musste ich mich erst einmal mit Iloh auseinandersetzen.

»Nein, noch nicht.« Auf dem Weg nach Riya hatte ich Zeit gehabt, einen Plan zu entwickeln. Die Winde hatten

so günstig gestanden, dass die Reise nicht lange dauerte. Die kaiserliche Flagge hatten wir nicht gehisst. Es war mir lieber, wenn er von meiner Ankunft nichts mitbekam. Seit ich ein Moratorium gegen den Abbau von Geistgestein verhängt hatte, war Iloh ein ständiger Stachel in meinem Fleisch gewesen. Inzwischen war aus diesem Stachel ein Dolch geworden, der drauf und dran war, sich in mein Herz zu bohren. »Es geht schneller, wenn ich mich allein auf den Weg mache. Folgt mir mit dem Geistgestein.«

Ehe meine Gardisten protestieren konnten, bestieg ich Thrana und führte sie zur Landeplanke, die sich unter ihrem Gewicht so stark durchbog, dass ich schon glaubte, sie würde jeden Augenblick zerbrechen. Doch wir schafften es auf den Kai, wo uns die Leute auswichen und bei Thranas Anblick aufschrien. Es kehrten zwar immer mehr Alanga ins Reich zurück, doch deren Ossalen waren nicht so groß wie Thrana. Trotz ihrer Masse bahnte sie sich mit einer erstaunlichen Eleganz einen Weg durch die vormittägliche Menschenmenge. Ich spürte, wie sich ihre Schultern unter mir bewegten, und lockerte meine Hüften, um meinen Schwerpunkt richtig auszubalancieren. Die größte Straße, die aus Riyas Hauptstadt führte, schwang sich in einer sanften Steigung vom Hafen weg. Ein paar der Straßenlaternen, die sie säumten, brannten zwar noch, schafften es aber kaum, die Dunkelheit zu durchdringen. Aus einer Schenke in der Nähe des Hafens kamen Leute herausgewankt. Hinter ihnen zogen sich Rauchfäden in den Regen. Der Duft von frisch gebackenem Brot stieg mir in die Nase und wurde gleich darauf von einem Windstoß wieder weggeweht. Selbst der Regen konnte den Geruch nach Fisch und verrottendem Seetang nicht ganz wegwaschen.

Doch je weiter wir den Berg erklommen, desto weniger war davon wahrzunehmen. Ich spürte, dass Thrana alle Blicke auf sich zog, und hörte hinter uns die Leute flüstern. Vor

uns erhoben sich die Mauern des Palasts, die Dächer waren mit grünen Ziegeln gedeckt. Das Tor stand offen und wurde von Gardisten flankiert. Ein paar Diener gingen gerade in den Palast hinein oder kamen heraus. Ohne anzuhalten, ließ ich mich von Thranas Rücken gleiten. Wasser spritzte unter meinen Stiefeln auf, während ich mich vom Schwung zum Tor tragen ließ.

»Ich bin hier, um Iloh zu sehen«, sagte ich und streifte die Kapuze zurück.

Die Gardisten starrten mich schweigend an.

»Und? Werdet ihr mich passieren lassen, oder wollt ihr dem Kaiser etwa eine Audienz mit eurem Gouverneur verweigern?«

Nun kam Bewegung in sie. Ich hatte sie in eine schwierige Lage gebracht, konnte es mir jedoch nicht erlauben, Mitleid mit ihnen zu empfinden. Einer der Gardisten eilte davon, um Iloh Bescheid zu geben. Ein anderer trat zur Seite, um mir Platz zu machen. Ein dritter hob die Hand. Offenbar wollte er mich aufhalten, überlegte es sich dann aber anders. Mit Thranas warmem Atem im Nacken schritt ich selbstbewusst durch das Tor in den Hof hinein.

Mehrere Männer und Frauen wichen uns aus, während ich hinter dem Gardisten herging, der Iloh vermutlich über meine Ankunft informieren sollte. Erst als wir die Eingangshalle erreichten, merkte er, dass ich ihm folgte. Er wurde blass, trat einen Moment lang von einem Fuß auf den anderen und machte sich wieder auf den Weg.

»Ist er in seinem Arbeitszimmer?«, rief ich, als ich mich erneut an seine Fersen heftete. »Oder in seinem Schlafgemach?«

Sobald ich erkannte, wohin der Gardist unterwegs war, überholte ich ihn und legte eine Hand auf den Türknauf des Speisesaals. Der Gardist zog seine Hand schnell zurück,

bevor er den schweren Fehler beging, mich ohne Erlaubnis zu berühren. Mein Vater hatte derartige Verfehlungen bekanntermaßen mit Hinrichtung geahndet.

»Eminenz«, brachte der Gardist schließlich hervor. »Wenn Ihr nur vorher einen Boten geschickt hättet ...«

Ich starrte ihn an, und er wich mit erhobenen Händen zurück, als hätte er Angst, ich könnte ihn angreifen. Vielleicht fürchtete er sich aber auch vor Thrana, die nach wie vor hinter mir auftrug. Auf der anderen Seite der Tür erklang eine gedämpfte Stimme. »Und was ist, wenn wir uns vom Reich abspalten und die anderen uns nicht folgen? Sie hat noch immer eine Armee.«

»Und Alanga-Magie«, fügte eine andere Stimme hinzu.

Ich warf die Tür auf.

Iloh saß mit mehreren Männern und Frauen am Tisch. Während der letzten beiden Jahre hatte er sich kaum verändert. Sein glattes schwarzes Haar war zurückgebunden, sein Bart ordentlich gestutzt. Die Falten in seinem Gesicht wirkten tiefer, als ich sie in Erinnerung hatte, doch möglicherweise spielte mir auch nur das Licht einen Streich. Sein Blick richtete sich auf mich. Kurz blitzte in seinen hellen, berechnenden Augen Überraschung auf, die er jedoch sofort wieder verbarg. Offenbar verstand er sich darauf, selbst in brenzligen Situationen entspannt zu wirken. Ich erkannte ein paar seiner Besucher – Gouverneure von Nachbarinseln –, andere hatte ich noch nie gesehen. Aus ihren kostbaren Gewändern und makellosen Frisuren schloss ich jedoch, dass sie reich und mächtig waren.

Dann stimmten die Gerüchte also: Er drängte mich nicht nur dazu, den Abbau von Geistgestein wieder zu erlauben, sondern intrigierte auch gegen mich.

Die übrigen Anwesenden brauchten einen Augenblick, um zu begreifen, wer ich war und was ich in diesem Raum

tat. Sie reagierten nicht ganz so gleichmütig wie Iloh. Sie erbleichten, ihre Blicke zuckten zum Schwert an meiner Hüfte und zu Thranas Kopf über meiner Schulter. Dann standen sie alle auf und verneigten sich vor mir. Befriedigt nahm ich zur Kenntnis, dass ihre Hände zitterten. Es war nur recht und billig, dass sie Angst hatten, wenn sie eine Rebellion gegen den Kaiser anzettelten. Thrana setzte sich hin, und ich ging weiter in den Raum hinein. »Eminenz«, wurde ich von allen Seiten begrüßt.

Ihre Verbeugungen quittierte ich mit einem Nicken.

Ich nahm mein Schwert ab, ging zum Tisch und setzte mich auf ein leeres Kissen. Alle anderen nahmen ebenfalls Platz. Die Spannung im Raum ließ ein wenig nach. Schließlich war ich nicht gekommen, um sie zu richten.

»Ihr habt mich nicht über Euren Besuch unterrichtet«, sagte Iloh. Seine Stimme war so glatt und tief wie das Endlose Meer an einem windstillen Tag.

Andererseits war ich auch nicht gekommen, um Freundschaften zu schließen. »Du darfst nicht glauben, ich hätte nichts von den Gerüchten, der Unruhe und dem Groll mitbekommen, die wie der Gestank eines alten Fisches von Riya zu mir herüberwehen.« Ich legte das Schwert auf den Tisch, ließ es aber nicht aus den Händen. Meine unmittelbaren Sitznachbarn rückten ein Stück von mir ab. Obwohl es kein sonderlich warmer Tag war, bemerkte ich auf dem Gesicht der Frau zu meiner Linken einen Schweißtropfen. »Und jetzt muss ich erkennen, dass ihr euch gegen mich *verschwört*.«

Iloh winkte ab. »Wir haben uns nicht geschworen, sondern bloß miteinander diskutiert. Ihr habt das Bruchstück eines privaten Gesprächs mitbekommen, das Ihr nicht ernst nehmen müsst.«

»All diese Gouverneure haben die Reise hierher auf sich genommen, um mit dir in diesem Raum zusammenzukommen.

Egal, was du von mir hältst, ich bin nicht naiv, Iloh.« Ich hätte ihn gern noch strenger zurechtgewiesen und vielleicht sogar mein Schwert gezogen, um ihn das Fürchten zu lehren. Doch ich brauchte nach wie vor Riyas Unterstützung. »Sagt mir, was genau ihr wollt.«

Zwar wussten wir es beide, aber ich bezweckte, dass er es laut aussprach. Dass er vor den anderen Gouverneuren seine törichtesten Entscheidungen verteidigte, damit ich meine vertreten konnte.

Iloh seufzte, als wüsste er genau, was ich beabsichtigte. »Ihr müsst das Verbot, Geistgestein abzubauen, aufheben. Auf der Kaiserinsel gibt es vielleicht ausreichend große Vorräte, um die Lücke zu füllen, doch die anderen Inseln leiden unter dem ausbleibenden Nachschub. Es dauert zu lange, Waren von einem Ort zum anderen zu transportieren. Seit Luangon ist keine Insel mehr untergegangen. So langsam wird es Zeit, die Minen wieder zu eröffnen.«

Da sich auf Riya die größten Minen aller Inseln befanden, hatte er zweifellos ein persönliches Interesse an diesem Politikwechsel. »Wegen dieses Verbots sind keine weiteren Inseln gesunken.«

Iloh schnaubte. »Ein bisschen Minenbetrieb wird uns sicher nicht auf den Meeresgrund schicken.«

»Das wissen wir nicht«, erwiderte ich. Ich sah mich an dem Tisch um. Nur zwei der anderen Gouverneure wagten es, meinen Blick zu erwidern. Ich ließ das Schwert los und bemühte mich um einen sanfteren Tonfall. Ich hatte sie daran erinnert, wer ich war, nun würde ich ihnen ins Gedächtnis rufen, weshalb ich das Verbot erlassen hatte. »Das Moratorium gilt nur vorübergehend. Ich habe die klügsten Köpfe von der Akademie der Scholaren auf Hualin Or auf dieses Problem angesetzt. Sobald wir mehr Informationen oder sogar eine Lösung haben, wie wir weniger Geistgestein ver-

brauchen können, wird sich die Situation wieder normalisieren. Das verspreche ich euch.«

»So, wie Ihr versprochen habt, mir beim Ausbau der Mine auf Pulan zu helfen?«, fuhr Iloh auf.

Darauf kaute er so genüsslich herum wie ein Hund, der das letzte Mark aus einem Knochen leckte. Ich wollte ihn anschreien, dass es nicht meine Schuld gewesen sei, wusste jedoch, dass das eine kindische Reaktion gewesen wäre. Er hatte es schon einmal geschafft, mich wie eine Idiotin dastehen zu lassen. Ein zweites Mal würde ich mir das nicht von ihm gefallen lassen. »Als euer Kaiser muss ich im besten Interesse aller Bürger handeln. Es ist nicht meine Art, ein Versprechen zu brechen, doch veränderte Umstände erfordern neue Strategien.«

»Und was bringt uns diese Strategie?« Iloh machte eine ausgreifende Geste. »Was nützt sie dem Reich?« Ich sah die anderen von seiner Kühnheit ermutigt nicken. »Ihr seid eine Alanga. Das wissen inzwischen alle. In der Schlacht auf Gaelung habt Ihr Wunder gewirkt. Sollen wir wirklich glauben, dass Ihr dieses Problem nicht lösen könnt? Mittlerweile sind zwei Jahre vergangen.«

Zwei Jahre, in denen wir uns mehr schlecht als recht durchgeschlagen und ständig überlegt hatten, wie weit wir den Geistgesteinverbrauch reduzieren und meine Karonüsse möglichst gerecht verteilen konnten. Und das, während ich um einen Mann trauerte, den ich gerade zu lieben gelernt hatte und dem ich noch immer nicht verzeihen konnte. Iloh hatte keine Ahnung, wie viel Kraft mich das kostete. Doch vermutlich hätte es ihn auch nicht interessiert. »Dann glaubst du also, ich mache das alles absichtlich?«

Seine Lippen kräuselten sich. »Euer Vater hat oft Spielchen mit seinen Gouverneuren getrieben.«

Ich sprang abrupt auf und hob die Hände zum stürmi-

schen Himmel. Das Regenwasser gehorchte meinen Befehlen. Es drang durch die Schlitzte in den Fensterläden und sammelte sich in immer größeren Tropfen auf dem Boden, bis wir von einem knietiefen Wassergraben umgeben waren. Er brodelte, Ranken peitschten heraus und ließen die am Tisch sitzenden Personen zusammenzucken. Iloh erbleichte und ballte die Hände so fest zu Fäusten, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

Ich hörte hektische Schritte hinter mir und erkannte, dass ich auch meine eigenen Gardisten nervös machte.

»Glaubt bloß nicht, dass Ihr mich damit zum Schweigen bringen könnt«, bekräftigte Iloh mit bebenden Lippen. »Riya wird sich abspalten, wenn wir nicht bekommen, was wir brauchen.«

Und damit war die Drohung heraus, vor der ich mich seit meiner Thronbesteigung fürchtete. Er würde das Reich opfern und seine eigene Insel im Meer versinken lassen, nur um sich weiter die Taschen zu füllen. »Das wird Riya *nicht* tun«, erwiderte ich. Das Wasser wogte höher.

Iloh lachte höhnisch. »Und wie wollt Ihr mich daran hindern? Indem Ihr mich umbringt?«

Thrana berührte mich mit der Schnauze am Ellbogen und holte mich so in die Realität zurück. Ich wollte unbedingt anders herrschen, als mein Vater es getan hatte. Shiyen hätte Iloh mit der Splitterkrankheit gedroht, an der bereits dessen Mutter gestorben war. Er hätte seine Konstrukte hergeschickt, um Iloh und alle, die ihm am Herzen lagen, einzuschüchtern.

Ich war nicht Shiyen, und außerdem brauchte ich Iloh, auch wenn ich es nicht zugeben wollte. Langsam senkte ich die Hände und ließ das Wasser durch die Fensterläden in den draußen tobenden Sturm zurückfließen. Es musste etwas geben, das ich ihm anbieten konnte, eine Möglichkeit, ihm

meinen Standpunkt begreiflich zu machen. »Ich würde gern allein mit Iloh sprechen«, sagte ich leise und ließ mich auf mein Kissen zurücksinken.

Die anderen Gouverneure flohen, als hätte ich die Worte geschrien.

Und dann waren nur noch Thrana, Iloh und ich im Raum. Durch die Fensterläden war zu hören, wie das Regenwasser von den überfließenden Dachrinnen troff. Wir blickten uns schweigend an. Ich sah, wie sich sein Puls beschleunigte – und sein Atem auch. Er war keineswegs so gelassen, wie er mich glauben machen wollte. Ich hatte ihm Angst eingejagt, wusste jedoch nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern sollte. Mein Vater hatte sich oft von seinem Temperament hinreißen lassen. Das konnte ich mir nicht leisten. Ich war gekommen, um ihn ein bisschen einzuschüchtern, damit er mich ernst nahm.

Ich würde ihn nicht umbringen und wollte ihm auch nicht weiter drohen. Ich strich meinen Rock glatt und verschränkte die Hände im Schoß. »Das Problem ist das Geistgestein.«

»Ja«, erwiderte er eine Spur entgegenkommender und stieß den Atem aus. »Offensichtlich.«

»Im Palast habe ich noch immer einen Vorrat. Ich halte ihn als Reserve zurück, aber wenn deine Lage wirklich so verzweifelt ist ...«

Iloh rutschte auf seinem Platz herum. Ich sah, wie er mit sich kämpfte. Er *war* verzweifelt, wollte es aber nicht zugeben. »Eminenz«, sagte er schließlich. »Nicht nur ich bin ungeduldig, sondern auch mein Volk. Der Handel verzögert sich – und damit auch der Waren- und Geldfluss. Luangon ist zwei Jahre her. Wir können die Minen wieder in Betrieb nehmen und Quoten festlegen. Dabei können wir vorsichtig sein.«

»Ich verstehe deinen Standpunkt. Und die Sache mit Pulan tut mir *ehrlich* leid. Ich wollte nicht ...«

»Ich möchte nicht darüber sprechen«, schnitt er mir mit finsterner Miene das Wort ab.

Wieder verfielen wir in Schweigen. Ein leises Klopfen ertönte, und eine Dienerin brachte Tee herein.

»Gib mir Zeit. Eine Lösung ist in Sicht, und ich möchte nicht riskieren, dass noch mehr Inseln untergehen. Zum Zeichen meines guten Willens habe ich eine kleine Kiste Geistgestein mitgebracht. Wenn wir uns einigen können, werde ich noch mehr schicken. Ich kann nicht viel erübrigen, aber ich bin bereit zu helfen.«

Die Dienerin stellte die Teekanne mit zwei Tassen zwischen uns, verbeugte sich und verließ den Raum.

»Damit wäre Riya eine Weile aus dem Schneider, aber was ist mit den anderen Inseln?«

»Das ist keine Angelegenheit von Leben und Tod.«

»Außer für diejenigen, die am Sumpfhusten erkrankt sind und auf Karonussöl warten.«

Ich musste mich beherrschen, um meine Teetasse nicht frustriert auf den Tisch zu knallen. Irgendwer würde immer leiden, egal, was ich beschloss. »Und du sorgst dich um jede einzelne Person auf diesen Inseln?«

Er neigte den Kopf zur Seite und zuckte die Achseln. »Ich sage nur, dass es nicht reicht. Ihr diktiert uns, wie wir unser Land nutzen sollen, und hier auf Riya fragen wir uns, ob Ihr dabei wirklich in unserem besten Interesse handelt. Nennt mir einen Grund, weshalb ich dieses Reich nicht spalten sollte. Soweit ich es beurteilen kann, liegt es bereits in Scherben.«

Iloh war kein Wohltäter, sondern ein Opportunist. Irgendwie musste ich dafür sorgen, dass dies nicht nur mein Problem war, sondern auch zu seinem wurde. Als ich die Hand nach Thrana ausstreckte, um das weiche Fell hinter ihren Ohren zu kraulen, fiel mir auf einmal ein, was ich ihm an-

bieten konnte. Ich dachte erneut an die Kiste und das Stück Haut darin, mit dem meine Träume gestorben waren. Davor hatte ich gehofft, Jovis würde zu mir zurückfinden und wir könnten ein gemeinsames Leben aufbauen. Ein Kaiser und ihr Hauptmann der Kaiserlichen Garde – keine alltägliche Verbindung, doch wir hätten es schaffen können. *Ich* hätte dafür gesorgt, dass wir es schaffen.

Ich musste dieses Reich um jeden Preis zusammenhalten – auch wenn ich ihn selbst entrichten musste. Ich konnte nicht wie Jovis sein, der auf dem Endlosen Meer seiner toten Frau hinterhergejagt war. Dafür verließen sich zu viele Leute auf mich. Ich schluckte.

Mir war immer klar gewesen, dass ich Jovis früher oder später loslassen musste. Ich hatte nur nicht geglaubt, dass es an diesem Tag geschehen würde.

»Werde mein Gemahl«, bot ich an. »Nimm den Platz an meiner Seite ein. Wir können zusammen entscheiden, was für Riya das Beste ist. Und für alle anderen.«

Ilohs schwarze Augen weiteten sich ein wenig, und dann setzte er sich aufrechter hin. Die Art, wie er mich musterte, veränderte sich. Ich wollte seinem Blick ausweichen, da er sich anfühlte, als würden Insekten über meine Haut krabbeln, doch ich war die Mächtigere von uns beiden, und so blieb ich still sitzen. Iloh war ein bisschen älter als ich, aber das war bei Verbindungen dieser Art keineswegs unüblich. Und er sah nicht schlecht aus – wenn auch natürlich nicht so gut wie Jovis – mit seiner edel geschnittenen Stirn und den eleganten langen Fingern. Doch ich selbst war auch nicht gerade eine Schönheit. Er war der Gouverneur von Riya und der Anführer einer Koalition, die mich entweder vom Thron stürzen oder das gesamte Reich zerschmettern wollte. Ich musste ihn unbedingt auf meine Seite ziehen.

Er nickte. Offenbar genügte ich seinen Ansprüchen. »Und was wollt Ihr dafür haben?«

»Du hilfst mir dabei, das Reich und die Inseln zusammenzuhalten.« Die Bedrohung, mit der wir uns alle konfrontiert sahen, erwähnte ich nicht. Die Alanga kehrten zurück, und es gab immer wieder Scharmützel zwischen ihnen und Bürgern des Reichs, die das gegenseitige Misstrauen noch verstärkten. Ein zersplittertes Reich lud zu Raubzügen ein, und nach allem, was ich über Dione und Ragan herausgefunden hatte, würde ich mich nicht in dem Irrglauben wiegen, alle Alanga wären auf Frieden aus.

»Wir werden es bald verkünden«, erwiderte er ohne weitere Umschweife. »Ich werde die anderen Gouverneure bei der Stange halten. Wenn Ihr mir das Geistgestein überlasst, leite ich etwas davon an sie weiter, damit sie nicht die Geduld verlieren.«

Nachdem die Entscheidung nun gefallen war, hätte ich sie gern umgehend wieder zurückgenommen. Doch im Grunde hatte ich immer gewusst, dass ich eines Tages einen Gemahl würde wählen – oder zumindest einen Nachfolger benennen – müssen.

»Ja«, sagte ich und stand auf. »Und sobald du alles geregelt hast, wirst du in meinen Palast ziehen. Du musst einen Verwalter bestimmen, dem du die Aufsicht über Riya anvertrauen kannst.«

Er erhob sich ebenfalls und kam zögernd auf mich zu. Ich wich nicht zurück. Iloh roch nach grünem Tee und ein bisschen auch nach Rauch. Er wirkte ganz anders auf mich als Jovis, und das nicht nur, weil er kleiner war. »Ich weiß, dass du mich nicht aus überschäumender Liebe heiraten willst.«

Ich spürte, wie sich meine Lippen zu einem matten Lächeln verzogen. »Wie kommst du darauf? War dir mein Antrag etwa nicht romantisch genug?«

Er lachte und ergriff meine Hände. Seine Haut fühlte sich wie Pergament an, seine Finger fleischig. Ich schloss kurz die Augen und wünschte, er wäre Jovis oder dass ich zumindest noch ein letztes Mal dessen Lippen auf meiner Haut spüren könnte. Dann verdrängte ich den Gedanken wieder. Die Zeit ließ sich nicht zurückdrehen.

Seine Lippen und seine rauen Bartstoppeln strichen über meine Wange. »Wenn wir uns nicht gegenseitig umbringen«, sagte er mir ins Ohr, »betrachte ich diese Übereinkunft als Erfolg.«

Alles in mir schrie, dass ich den Antrag wieder zurücknehmen und seinen unbedingten Gehorsam einfordern solle. Ich wollte dies hier gar nicht wirklich tun. Doch Jovis war tot, und das Reich brauchte diese Allianz. Also lächelte ich nur. »Halte dein Versprechen, Iloh. Mehr verlange ich nicht.« Er hatte schon einmal eines gebrochen, ich aber auch, und das auch noch in seiner Gegenwart. »Ich werde eines meiner Konstrukte bei dir lassen. Schick es mit einer Nachricht zu mir, wenn du etwas Dringendes auf dem Herzen hast.«

Ein Klopfen ertönte, und die Tür öffnete sich. Ich drehte mich verärgert um.

Eine von Ilohs Gardistinnen trat ein. Sie trug eine Kiste. Trotz ihrer Größe hielt sie sie mit ausgestreckten Armen vor sich hin. »Die ist für Euch angekommen, Eminenz.« Sie stellte die Kiste auf den Tisch und ging davon.

Ich zögerte kurz. Doch als mein zukünftiger Gemahl würde Iloh ohnehin bald über fast alle meine Belange Bescheid wissen. Also ging ich zur Kiste und öffnete sie. Als ich hineinblickte, hatte ich das Gefühl, schlagartig den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Urames abgetrennter Kopf lag darin. Er roch nach Pökelsalz und Verwesung. Das letzte Mal hatte ich sie gesehen, als wir uns im Arbeitszimmer ihres Palasts voneinander

verabschiedeten. Draußen hatten Handwerker die zertrümmerten Mauern und Torflügel repariert. Sie hatte die Schlacht von Gaelung überlebt, und nun, zwei Jahre später, war sie tot. Ich musste nicht lange fragen, wer sie umgebracht hatte. In ihre Stirn war ein Wort geritzt. Die Schnitte waren rot und klafften auf wie die Schnäbel von Vogelküken.

Ragan.

Kapitel 3

Jovis

Im Endlosen Meer, südlich von Riya

Ich hatte immer geglaubt, als Geist würde ich all jene heimsuchen, die mir ein Unrecht angetan hatten. Den Mann erschrecken, der mich in meiner Kindheit einmal angespuckt hatte, und die Kleidung des Lehrers von der Navigationsakademie durcheinanderbringen, der mich in die letzte Reihe gesetzt hatte. Das wäre zwar alles ein bisschen gehässig gewesen, aber ich hatte mir ausgemalt, wie ich mich dabei – zumindest einen kurzen Augenblick lang – wieder lebendig fühlen würde. Doch stattdessen stand ich nun am Bug eines Schiffes und fuhr mit dem Finger über das Narbengewebe an meinem Handgelenk. Ich hatte mir einen kurzen Bart stehen lassen, um meine Gesichtszüge zu kaschieren. Außerdem prangte auf einer meiner Wangen eine neue Narbe. Die meisten Leute hielten mich für tot. Und ich fühlte mich auch so. Schließlich würde ich nie mehr zu meinem alten Leben zurückkehren können. Manchmal schmeichelte ich mir mit dem Gedanken, wie sehr Lin mich wohl vermisste. Doch egal, wie sie sich fühlte, ich konnte nicht leugnen, dass ich mich nach ihr sehnte, und auch nach dem Mann, der ich damals gewesen war – im Zwiespalt zwar, aber doch verliebt und voller Hoffnung.

Ich schüttelte den Kopf und kehrte in die Gegenwart zurück. Das Schiff vor uns verbrannte Geistgestein, wir

allerdings auch. Und ich hatte uns ein verdammt schnelles Schiff besorgt. Das brauchte man auch, wenn man Schwarzmarktwaren transportierte und kaiserliche Schiffe überfiel. »Macht euch bereit«, rief ich meiner Besatzung zu. »Sie werden bis an die Zähne bewaffnet sein und zahlreiche Gardisten an Bord haben. Das wird kein leichter Kampf.«

Irgendjemand – ich war mir nicht sicher, wer – schnaubte. Alle bereiteten sich aufs Entern vor. Bogenschützen zogen ihre Sehnen aus wasserdichten Beuteln und befestigten sie an ihren Waffen. Andere überprüften ihre Schwerter und Dolche und zogen die Schnallen an ihren Rüstungen fest. Ich achtete jedoch kaum auf sie. Sie hatten das alles schon so oft getan. Immer wieder behauptete ich, der Kampf würde gewiss nicht leicht werden, und jedes Mal erwies sich diese Vorhersage dank meiner Alanga-Gaben als falsch.

Seit die Minen den Betrieb eingestellt hatten, war Geistgestein noch wertvoller geworden und wurde wie alle wertvollen Waren gestohlen, geschmuggelt und illegal verkauft.

Ich zog den Stahlstab aus der Befestigung an meinem Rücken, schloss die Finger um die Querrillen am Griff und streifte die Kapuze über – bereit, gegen jene zu kämpfen, die ich früher beschützt hatte. Ich sah die Gesichter der Leute, die auf dem Deck des kaiserlichen Schiffes hin und her rannten. Der Wind trug die Rufe ihres Kapitäns zu uns herüber. Die Luft zwischen den Schiffen war von dem weißen Rauch des Geistgesteins erfüllt, der sich wie Nebel in den Segeln kräuselte. Sein Geruch – der mich an verbranntes Knochenmark erinnerte – bereitete mir im Gegensatz zu Mephi keine Übelkeit, doch auch ich fand ihn ganz besonders unangenehm. Er drehte mir den Magen um und erfüllte mich, auch nachdem die letzte Glut verlöscht war, noch stundenlang mit vagem Unwohlsein.

Meine Besatzung feuerte die erste Salve ab. Als unsere

Gegner zurückschossen, duckte ich mich hinter die Reling. Pfeile bohrten sich in das Deck, und ich spürte, wie meine Knochen vibrierten.

Die Rufe wurden lauter. Die Schlacht, die um uns herum zu wogen begann, fühlte sich genauso dunkel und ominös an wie die Gewitterwolke, die sich über uns zusammenbraute. Eine Frau aus meiner Besatzung ging neben mir zu Boden. Aus ihrer Schulter ragte ein Pfeil, ihr Gesicht war schmerzverzerrt. Als unser Bugspriet knallend gegen die Bordwand des kaiserlichen Schiffes stieß, schnellte ich hoch und sprang aufs andere Deck hinüber. Ein kalter Wind biss mir in die Wangen.

Bislang hatte ich Handelsschiffe geplündert, doch dies war eine kaiserliche Karavelle, und sie war entsprechend bewaffnet. Vor mir liefen uniformierte Soldaten über das Deck. Aus dem Augenwinkel sah ich einen von ihnen seinen Bogen auf mich richten. Früher hatte ich gegen die Soldaten der Imperialen gekämpft und Kinder von ihren Zehntfeiern gestohlen. Später hatte ich mich ihnen als Hauptmann der Garde angeschlossen. Mittlerweile war ich wieder da, wo ich angefangen hatte, und wusste noch immer nicht genau, wie es dazu gekommen war.

Sanft schaukelte das Deck unter meinen Füßen. Stille breitete sich in mir aus und verdrängte alle Gedanken an Lin, meine Zeit mit ihr und meinen Aufenthalt auf der Kaiserinsel. Im Augenblick zählte nur, dass ich mich auf diesem Schiff befand und Geistgestein finden musste.

Ich wich zur Seite aus und spürte den Pfeil an der Stelle vorbeischwirren, an der sich gerade noch mein Hals befunden hatte. Dann hob ich den Stab und trat dem vordersten Gegner entgegen.

Da ich einen Großteil meines Lebens auf dem Endlosen Meer verbracht hatte, fiel es mir nicht schwer, meine Bewegungen so an den Wellengang anzupassen, dass er meine

Hiebe verstärkte und ich Klingen ausweichen konnte, die sich ansonsten in mein Fleisch gebohrt hätten. Ich hatte das Kriegshandwerk nie ordentlich gelernt, doch seit zwei Jahren trainierte ich mit den besten Kämpfern des Reichs, wobei ich meine Alanga-Gaben nicht nutzte und einen Teil meiner Kraft zurückhielt.

Sie hatten mich gnadenlos verprügelt, doch ich konnte mich nicht darüber beschweren, da sich der Stab deswegen nun wie ein Teil meines Körpers anfühlte, eine Verlängerung meines Armes, die ich mit derselben Präzision bewegen konnte wie meine Fingerspitzen. Die gegnerischen Soldaten taumelten zurück. Es gelang ihnen nicht, meinen Hieben standzuhalten. Ich spürte, wie ein Schwert meinen Rücken ritzte, doch die Wunde verheilte bereits wieder, als ich zurückschlug. Sie umkreisten mich und suchten nach einer Lücke in meiner Deckung.

»Ich möchte das nicht tun«, sagte ich. »Zwingt mich nicht dazu.« Ich nickte in Richtung Süden. »Dort drüben gibt es eine kleine Insel. Wenn ihr gute Schwimmer seid, könnt ihr sie erreichen. Auf dieser Route herrscht viel Verkehr. Irgendjemand wird euch sicher auflesen.«

Einer der Soldaten bedachte mich mit einem ungläubigen Blick. »Was willst du nicht tun? *Sterben?*«

Die anderen lachten.

»Zwingt mich nicht dazu, euch wehzutun«, sagte ich. »Ich möchte das ganz ehrlich nicht.«

Doch sie hörten nicht auf mich – das taten sie nie – und stürzten sich stattdessen mit vorgereckten Klingen auf mich.

Ich tötete sie nicht. Meine Gegnerinnen und Gegner würden später mit Kopfschmerzen erwachen oder gegen den Mast knallen und sich so viele Knochen brechen, dass sie nicht mehr aufstehen und gegen mich kämpfen konnten. Eine Chance – sie würden eine Chance bekommen.

Mein Blick fand die Frachtraumluke. Auf dem Weg dorthin schlug ich einen Soldaten beiseite, als wäre er nur eine lästige Fliege.

»Alanga«, hörte ich sie hinter mir murmeln. Mit zusammengebissenen Zähnen zog ich die Luke auf und rutschte an den Holmen der Leiter hinunter. Von nun an würden sie anders gegen mich kämpfen. Vorsichtiger, aber auch wütender und hasserfüllter.

Inzwischen wusste ich, wie es sich anfühlte, zwar ein Alanga, aber *nicht* der Kaiser oder auch nur ein Volksheld zu sein. Generell begegneten die Leute den Alanga mit Angst und Misstrauen. Der Besatzung dieses Schiffes konnte ich es nicht verdenken. Schließlich griff ich gerade ihr Schiff an.

Über mir erklangen Schritte. Meine Besatzung musste mir gefolgt sein und beschäftigte nun die Soldaten, die noch immer kämpfen konnten, um mir genug Zeit für die Suche nach dem Geistgestein zu verschaffen. An den Wänden glommen schwache Lampen, die den Boden unter meinen Füßen kaum beleuchteten. Der Raum war klein und nicht dazu gedacht, viel Ladung aufzunehmen. Obwohl ich mir kaum vorstellen konnte, dass das Geistgestein so leicht zu finden sein würde, stellte ich ihn auf den Kopf. Als ich all die Kisten durchwühlte und ausleerte, kam ich mir wie ein ganz gewöhnlicher Dieb vor.

Falls das Geistgestein für Riya aus Lins persönlichem Vorrat stammte, hatte sie die Vorbereitungen zu diesem Transport vermutlich selbst überwacht. Und da sie wusste, dass mit Geistgestein beladene Handelsschiffe überfallen wurden, hatte sie dafür eine kaiserliche Karavelle gewählt. Doch sie hatte sich bestimmt nicht allein auf dieses Täuschungsmanöver verlassen. Lin war eine vielschichtige Frau – sie besaß ein markantes, ausdrucksstarkes Äußeres, ein empfindsames

Herz und eine geheime Identität, die sie außer mir niemandem anvertraut hatte ...

Ich merkte, dass ich gedanklich abschweifte. Je länger ich brauchte, desto mehr kaiserliche Soldaten würden sterben.

Mir fiel ein, dass ich früher einmal verschiedene Gegenstände in einem Geheimfach meines Schiffes geschmuggelt hatte. Ich zog an Bodenbrettern und suchte nach einem, das lose war, wurde aber nicht fündig. Enttäuscht verließ ich mit dem Stab in der Hand den Frachtraum und klopfte bei jedem Schritt auf den Boden. Nach ein paar Schritten gelangte ich in die ausgesprochen übersichtliche Mannschaftsunterkunft. Ich durchsuchte sie rasch, fand aber nichts. Über uns schrie jemand. Das Geräusch jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich konnte nicht sagen, ob es jemand aus meiner Besatzung oder ein kaiserlicher Soldat war.

Ich musste nachdenken!

Lin versuchte zwar, sich von ihrem Vater zu distanzieren, aber in vielerlei Hinsicht war sie ihm doch ähnlich. Sie hatte genau den gleichen bohrenden Blick, die gleiche Intelligenz, die gleiche geheimniskrämerische Art. Und hinter den verschlossenen Türen ihres Palasts, hinter ihrer verschlossenen Schiffskabinentür und in der verschlossenen Truhe am Fußende ihres Bettes hatte sie Dinge versteckt.

Ich probierte die restlichen Türen aus und stellte fest, dass nur eine von ihnen zugesperrt war.

Ich entschuldigte mich flüsternd bei Lin, als ich mich mit der Schulter dagegen warf und das Holz knarren spürte. Die Tür gab nicht nach. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Lin hatte sie verstärkt. Sie kannte die Kraft der Alanga und hatte offenbar für alle Eventualitäten vorgesorgt. Ich versuchte, die Kampfgeräusche von oben zu ignorieren, und klopfte mit dem Stab die Wand links und rechts von der

Tür ab. Als ich auf eine hohl klingende Stelle stieß, schwang ich den Stahl mit voller Kraft gegen das Holz.

Es splitterte. Ich zog das zerbrochene Brett heraus und schlüpfte seitwärts in die kleine Kapitänskajüte, die zur Hälfte von einem großen Bett ausgefüllt wurde. Ich ging darauf zu. Aus irgendeinem Grund war ich überzeugt, dass Lin das Geistgestein dort versteckt hatte.

Als ich die Matratze anhob, stieg mir ein schwacher Jasminduft in die Nase. Einen Augenblick lang war ich wie vom Donner gerührt.

Komm zu mir zurück. Lins einer Arm um meinen Nacken, der andere auf meinem Rücken, ihre Finger strichen an meiner Wirbelsäule entlang. Ich hatte ihr ein Versprechen gegeben, das ich nicht hatte brechen wollen. Ich war jemand, der sein Wort hielt – zumindest hatte ich das bisher immer geglaubt.

Doch ein Geist konnte keine Versprechen halten. Er konnte sich nur durch die Welt treiben lassen, getragen von geflüsterten Atemzügen, von Träumen, die am nächsten Morgen verblassten, und von einer Hoffnung, die nicht vergehen wollte. Ich hatte nicht genug Substanz, um Versprechen zu halten.

Mein Blick fiel in den dunklen Hohlraum unter der Matratze, in dem die Kisten mit dem Geistgestein standen. Ich holte tief Luft und pfiß so laut, wie ich konnte. Über mir war eine Bewegung zu hören.

Ein Mitglied meiner Besatzung kam zu mir. Sie schaffte es kaum, sich wie ich durch die Lücke in der Wand zu zwängen. »Sie sind bessere Kämpfer als wir«, sagte sie atemlos. »Der Kaiser lässt die Fracht von ihren besten Soldaten bewachen.«

Ich dachte nach. »Hol ein paar von den anderen, und schaff mit ihnen die Kisten von Bord. Ich kümmere mich unterdessen um die Soldaten.«

Ein Soldat schwang sein Schwert nach mir, als ich den Kopf aus der Luke streckte. Ich wehrte den Hieb mit dem Stab ab und sah die Angst in den Augen des Mannes, als sein Blick auf meine vernarbte Wange und meine finstere Miene fiel. »Sieh mich nur gut an«, sagte ich, während ich mich auf das Deck hochstemmte. Ich ärgerte mich, dass kein einziger unserer Gegner meinen Rat beherzigt hatte. Sie waren alle noch immer hier und warteten auf ihre Vernichtung. »Beim nächsten Mal lasse ich bessere Steckbriefe von mir anfertigen«, murmelte ich.

Meine Knochen vibrierten. Die magische Energie drückte von innen gegen meine Haut und brannte darauf, freigesetzt zu werden.

Ich hob die freie Hand. Wasser floss an den Seiten des Schiffes herauf. Es umhüllte ihre Fußknöchel, kletterte an ihren Beinen empor und verlangsamte ihre Bewegungen. Sie schnappten nach Luft und gurgelten, als es in ihre Mäuler drang. Während der letzten beiden Jahre hatte ich mich auch in dieser Hinsicht weiterentwickelt. An Diones Zerstörungskraft kam ich zwar nicht heran, doch ich hatte meine Gaben immer besser in den Griff bekommen. Wahrscheinlich, weil ich in letzter Zeit so viel Gelegenheit zum Üben gehabt hatte.

Ich schleuderte den nächsten Gegner von mir. Hustend und gurgelnd landete er in dem Wasser, das ich an Deck gezogen hatte. Ich sah mich um und nahm eine schnelle Zählung vor. An Deck kämpften sechs Mitglieder meiner Besatzung gegen zehn kaiserliche Soldaten. Für sie mochte das ein schlechtes Zahlenverhältnis sein, für mich war es ein besonders günstiges. Das Wasser teilte sich vor mir, während ich auf das Kampfgetümmel zuing.

Wäre mir danach gewesen, hätte ich die Soldaten dank meiner magischen Kräfte rasch einen nach dem anderen tö-

ten können. Doch das hatte ich nicht vor. Erneut hob ich eine Hand, konzentrierte mich und bewegte sie im Kreis, bis das Wasser als durchsichtige Wand um die Kämpfer zu wirbeln begann.

»Legt eure Waffen nieder«, rief ich. »Oder ich werde euch alle töten.«

Ich brauchte Lins besondere Wahrnehmungsgabe gar nicht, um die Angst zu erkennen, die sich auf ihren Gesichtern ausbreitete. Sie schwappte wie eine Welle über sie hinweg. Ihre Hände zitterten, ihre Blicke waren fest auf die Krone meiner Wasserwand gerichtet. Offenbar rechneten sie damit, dass sie jeden Augenblick auf sie herabstürzen würde. »Er ist der *Mahlstrom*«, flüsterte einer von ihnen.

Sie hörten auf zu kämpfen, ließen die Waffen aber nicht fallen. Ich schaute mich um und sah ihren Kommandeur bewusstlos auf dem Boden liegen. Nun gab es niemanden mehr, der ihnen sagen konnte, was sie tun sollten. Ich versuchte es mit einer anderen Taktik. Wahrscheinlich wussten sie, was sie auf diesem Schiff bewachen sollten. »Es ist bloß Geistgestein«, bemerkte ich. »Keine Konstrukte-Armee. Also eine Ware, die man innerhalb des Reichs kaufen und wieder verkaufen kann. Dafür wollt ihr doch ganz gewiss nicht sterben.«

Sie zögerten noch.

»Lin würde jedenfalls nicht wollen, dass ihr dafür sterbt«, sagte ich, überzeugt, dass es stimmte.

Der Soldat direkt vor mir sah mich durchdringend an, und ich erkannte meinen Fehler. *Lin*, nicht *der Kaiser*. In Gedanken nannte ich sie schon lange nicht mehr den Kaiser. Für mich hatte ihr Name die größere Bedeutung.

Der Mann ließ das Schwert sinken, hielt es aber weiterhin fest. »*Wer* bist du? Ich kenne dich von irgendwoher.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, tust du nicht. Lasst die Waffen los.«

Diesmal gehorchten sie und ließen die Klängen schep- pernd auf das Deck fallen. Ich ließ das Wasser über die Reling ins Meer zurückfließen. Es wand sich wie Schlangen über die Holzplanken.

Derweil trug meine Besatzung die Kisten auf unser Schiff. Ich wartete, bis die letzte sicher an Bord verstaubt war, und wandte mich zu den Soldaten um. »Ich wollte das nicht. Ich hoffe ... ich hoffe, dass ein paar von euch überleben werden.«

Sie starrten mich unverwandt an, während ich rückwärts- gehend auf mein Schiff zurückkehrte. »Bring uns von hier weg«, sagte ich zu meiner Kapitänin. Sie nickte und rief der Besatzung Befehle zu.

Ich blieb an der Reling stehen, um eine letzten Aufgabe zu erfüllen, und hob eine Hand. Unter uns wogte das Endlose Meer. All diese Leute auf dem kaiserlichen Schiff taten nur, was Lin von ihnen verlangt hatte. Doch ich durfte sie nicht zurücklassen und damit riskieren, dass sie sich an unsere Verfolgung machen würden. Meine Knochen vibrierten, und zwischen unseren Schiffen stieg Wasser empor. Die Frauen und Männer meiner Besatzung kümmerten sich um die Segel. Einer zündete einen Klumpen Geistgestein an. Keiner von ihnen achtete auf mich. Die Woge baute sich auf. Ich ließ sie sanft an das andere Schiff schwappen, um seine Stabilität zu prüfen. Die Soldaten rannten darauf herum. Sie versuchten, die Segel in den Wind zu drehen und zu fliehen.

Aber sie würden es nicht rechtzeitig schaffen. Ich wünschte, sie wären von Bord gegangen, als ich ihnen die Möglichkeit dazu gegeben hatte. Ich wünschte, ich hätte sie verschonen können, doch das stand jetzt nicht in meiner Macht.

Mir war, als würde ich durch die Augen von jemandem anders beobachten, wie das Wasser über sie hinwegbrandete. Wie es an der Hülle und am Mast zerrte und das Schiff zum

Kentern brachte. Holz knarzte und barst, und zwar so laut, dass es die Schreie der Männer und Frauen an Bord fast über-tönte. Um mich herum gingen meine Besatzungsmitglieder ihren üblichen Verrichtungen nach und kümmerten sich nicht um die Leute, die gleich ertrinken würden.

Ich war Jovis und gleichzeitig auch nicht mehr Jovis. Den Mahlstrom hatten sie mich genannt. Dieser Name passte mittlerweile besser zu mir. Trotz meines Versprechers wunderte es mich, dass der Mann auf der kaiserlichen Karavelle mich fast erkannt hätte. Ich wandte mich ab, um nicht zusehen zu müssen, wie das Schiff im Endlosen Meer versank. Die Wolken über uns wählten genau diesen Zeitpunkt, um ihren Inhalt über uns zu ergießen. Regen prasselte in großen Tropfen auf das Deck. Der Wind peitschte sie mir in die Augen. Ich blinzelte sie weg und verkroch mich wie nach jeder Kaperfahrt im Schiffsrumpf.

Ich versuchte, nicht an die Männer und Frauen zu denken, die in diesem Augenblick in die bodenlose Tiefe gerissen wurden.

Nach dreitägiger Sturmfahrt näherten wir uns der Insel mit dem sicheren Haus. Am letzten Tag klarte der Himmel auf, und die Sonne glitzerte auf dem Meer. Als wir vormittags anlegten, schien sie so stark, dass ich mir ein wenig den Nacken verbrannte. Meine Besatzung brachte die Kisten mit dem Geistgestein an Deck und stapelte sie für die Inspektion. Auf dem kurzen Pier stand kein kaiserlicher Bürokrat. Abgesehen von dem sicheren Haus war diese Insel vollkommen leer.

Kaphra wartete am Ende des Piers auf mich.

Er stand mit zusammengekniffenen Augen in der Sonne, die Lippen zu einem schmalen Lächeln verzogen. Der Wind bemühte sich vergeblich, seine nach hinten gestrichenen Haare zu zerzausen. Neben ihm saß Mephi.

Mein Ossalen war während der letzten beiden Jahre gewachsen. Mittlerweile überragte er Kaphra. Die zweimal verzweigten spiralförmigen Auswüchse an seinem Kopf wirkten wie die Mischung aus einem Hirschgeweih und Gazellenhörnern. Sein braunes Fell kam mir noch dichter vor als früher, und seine Vorderpranken sahen wie massive Servierteller aus.

Kaphra hielt ihm ein Schwert mit weißer Klinge an die Kehle. »Ah, Jovis, du hast mir das Geistgestein mitgebracht. Es freut mich, dich nach wie vor in einem Stück zu sehen.«

»Kaphra«, sagte ich und nickte ihm zu. Ich spürte eine Enge in meiner Brust, ein scharfkantiges Gefühl, das mich vorwärtstrieb. Ich hätte meine Füße nicht daran hindern können, sich zu bewegen, selbst wenn ich das gewollt hätte. Die Landeplanke bog sich unter meinem Gewicht. »Ich wünschte, ich könnte dasselbe sagen.«

Wenn du diesen Auftrag erledigt hast, wirst du zu mir zurückkehren.

Als ich einen Fuß auf das Pier setzte, kamen die Befehlsplitter in mir zur Ruhe.

Kapitel 4

Jovis

Im Endlosen Meer, nördlich von der Kaiserinsel

Wenn ich mich zwischen zwei von Kaphras Aufträgen mit Mephi zusammen auf dem Endlosen Meer befand, redete ich mir manchmal ein, dies wäre das Leben, das ich führen wollte.

Doch wir näherten uns rasch der Kaiserinsel, und all die Lügen, die ich mir einredete, fielen wie ein Kartenhaus in sich zusammen. An diesem Abend nieselte es nur leicht. Ich blinzelte ein paar Tropfen aus den Wimpern und warf Mephi eine Jakobsmuschel zu. Doch ich hatte schlecht gezielt, und so fiel die Muschel hinter der Reling ins Wasser. Meine Hände zitterten.

Verärgert legte Mephi die Ohren an und sah zu, wie der Leckerbissen versank. Als er sich wieder umwandte, wirkte sein Blick jedoch besorgt. »Es liegt an diesem Ort, nicht wahr?«

Das letzte Mal war ich mit Lin zur Kaiserinsel gefahren. Wir hatten anders als diesmal im Hafen der Hauptstadt angelegt. Dennoch erinnerte mich der Anblick der Küste und der Berge im Hintergrund an die Zeit, als ich noch frei gewesen war. Damals hatte ich mich zwar den Splitterlosen verpflichtet gefühlt, doch sie hatten mich längst nicht so sehr im Griff gehabt wie nun Kaphra. Er würde mich wieder dazu zwingen, andere zu verletzen. Als echter Held, für den ich

mich früher gehalten hatte, hätte ich mich schon längst im Endlosen Meer ertränkt, um niemanden mehr unter mir leiden zu lassen. Probeweise machte ich einen Schritt auf die Reling zu und fragte mich, ob mich Nisongs Befehlssplitter am Selbstmord hindern würden.

Vielleicht würde mich ja jemand retten und zu Lin bringen. Mephi hob eine pelzige Augenbraue.

»Was tust du da?«, erklang hinter mir Philines Stimme. Ich drehte mich zu ihr um und verschränkte die Hände hinter dem Rücken, als hätte sie mich mit etwas erwischt, das nicht mir gehörte.

Ich zuckte die Achseln. »Was glaubst du denn, was ich tue?«

Ingeheim verfluchte ich Philine und ihre Fähigkeit, immer überall dort zu sein, wo ich sie überhaupt nicht brauchen konnte. Es war, als könnte sie andere aufspüren, indem sie deren Hoffnung erschnüffelte – ein Gefühl, das sie sofort zu ersticken wusste.

Sie sah mich aus verengten Augen an. Philine war nicht wie Lin dazu in der Lage, mich bis in meinen Wesenskern zu durchschauen. Ihr Blick durchbohrte mich eher wie eine Klingenspitze. Ich ertrug ihn nur mit Mühe. »Du willst also, dass *ich* dir sage, was du meiner Meinung nach tust?« Sie blickte an mir vorbei auf die Hafenstadt. »Höchstwahrscheinlich irgendetwas, das du besser lassen solltest – aber wann tätest du je etwas anderes?«

Jemand klopfte mir auf die Schulter, und ich zuckte zusammen.

»Bald ist es Zeit, an Land zu gehen«, sagte Kaphra neben meinem Ohr.

Ich wollte seine Hand abschütteln, ließ es jedoch bleiben. Wenn ich mich gefügig gab und keinen Ärger machte, würde ich leichter entkommen können – zumindest redete ich mir das ein. Doch ich war noch immer da.

Ich erinnerte mich an die schreckliche Anfangszeit. An Kaphras ständige Drohungen, Mephi zu töten. Daran, wie ich mich gegen die Befehle gestemmt hatte – wie ein Vogel, der mit gebrochenen Flügeln gegen die Stäbe seines Käfigs schlug. Ich dachte daran zurück, wie Philine mir mit dem weißen Schwert die Tätowierung vom Handgelenk geschnitten hatte, sorgfältig darauf bedacht, keine Arterien zu kapfen. Damals hatte ich geglaubt, einen Funken Mitleid in ihrem Blick zu erkennen. Doch das hatte ich mir sicher nur eingebildet. Kaphra mochte sich für gnädig halten, doch die Ioph Carn kannten kein Mitgefühl.

Als wir am nordöstlichen Ende der Kaiserinsel anlegten, sah ich die Dächer der Navigationsakademie. In der Abenddämmerung waren die grünen Ziegel kaum von den Baumwipfeln zu unterscheiden. Die Bewohner der Stadt hatten bereits begonnen, Laternen anzuzünden. Sie hingen an Metallhaken unter Vordächern und tauchten die mit Palmwedeln bedeckten Gassen und Straßen in ein orangefarbenes Licht. »Du hast mir noch nicht gesagt, was wir jetzt schon wieder machen. Noch dazu auf der Kaiserinsel. Hätten wir nicht eine etwas längere Pause einlegen können?«

»Wir wollen doch nicht, dass du träge wirst«, entgegnete Kaphra. »Gibt es nicht einen Spruch von Ningsu dazu? Irgendwas mit Faulheit und verrottenden Gehirnen?«

»Du bist also ein richtiger Gelehrter?«, erwiderte ich trocken.

Enttäuscht schüttelte er den Kopf. »Sarkasmus. Ich glaube, das ist eines der ersten Anzeichen für ein verrottendes Gehirn. Das tut mir schrecklich leid. Na ja, macht nichts. Wenn wir an Land sind, kannst du deinen Verstand wieder ein bisschen trainieren.«

»Wozu brauche ich denn den, da du doch permanent das Denken für mich übernimmst?«, gab ich zurück. Insgeheim

ärgerte ich mich darüber, wie leicht mir dieses Geplänkel mit ihm fiel.

»Warum denn so griesgrämig? Habe ich dich für die Zeit, die du mir opferst, etwa nicht fürstlich entschädigt?« Er deutete auf meine fein gewebte Kleidung und die mit Seeschlangen verzierten Armschienen. »Das Schlimmste, was ich dir antue, ist dies eine, dass ich dich davon abhalte, zum Kaiser zurückzukehren. Und sind wir bitte mal ehrlich, Jovis: Du bist nur ein einzelner Mann. Sie braucht dich längst nicht so dringend wie ich.« Er wandte den Blick von mir ab und musterte den Hafen. Schließlich nickte er. »Deine Aufgabe ist ganz simpel. Sobald die Sonne vollständig untergegangen ist, lässt du eine Welle gegen die Schiffe am Pier krachen.« Er deutete auf die nebeneinanderliegenden Bootskörper. »Du bringst sie zum Kentern und zerbrichst ihre Masten.«

Die Befehle sanken in meine Knochen ein, und ich spürte schon, wie sich die Erleichterung in mir ausbreitete: Diesmal würde ich niemanden töten müssen. Ich sah zu meinem Osalen hinüber, der eines seiner Hinterbeine angehoben hatte und die Haut zwischen seinen Zehen putzte. Er war schon viel zu lange auf Kaphras Schiff eingesperrt. »Ich möchte Mephi mitnehmen.«

Kaphra presste die Lippen aufeinander. Es freute mich noch immer, dass er den Blick heben musste, um mir in die Augen zu sehen. »Das ist zu riskant.«

»Komm schon, Kaphra«, versuchte ich, ihn zu überreden. Als ich ursprünglich für die Ioph Carn gearbeitet hatte, waren wir ziemlich vertraut miteinander gewesen. Er war höchstens zehn Jahre älter als ich und sah noch dazu jünger aus, aber er hatte mich wie einen missratenen Sohn behandelt – entweder voller Stolz oder abgrundtief enttäuscht, je nachdem, wie ich seinen letzten Auftrag erledigt hatte. Nun versuchte ich, diese schönere Zeit wieder heraufzubeschwö-

ren. »Was soll schon groß passieren? Ich kann niemandem sagen, wer ich in Wirklichkeit bin. Dafür hast du gesorgt. Und es sind auch andere Alanga unterwegs.« Ich ließ die Schultern sinken. »Aber wenn du es für zu riskant hältst, ist das eben so.«

Jeder andere hätte mich Mephi mitnehmen lassen. Doch ich musste nur in seine schmalen Augen blicken, um zu wissen, wie seine Antwort ausfallen würde. Kaphra öffnete den Mund ...

»Ach, lass ihm doch sein Biest«, sagte Philine, die an der Reling stand und einem der anderen Ioph Carn mit der Landeplanke half. »Wenn du willst, behalte ich die beiden im Auge und Sorge dafür, dass er seine Arbeit macht.«

Ich wusste, dass mir meine Überraschung anzusehen war. *Philine*? Sie hielt sich doch stets schweigend im Hintergrund und setzte sich niemals für irgendjemanden ein. Am allerwenigsten für mich. Sie hatte mich noch nie ausstehen können, nicht mal, als wir beide noch aus freien Stücken für Kaphra gearbeitet hatten.

Kaphra seufzte tief, als wären wir zwei Kinder, die ihren Vater um Geschenke baten, die er sich kaum leisten konnte. »Na gut. Dann geht.«

»Danke«, sagte ich und meinte es auch so. Es wurmte mich, dass ich nicht andauernd wütend auf ihn bleiben konnte. Doch dafür freute ich mich viel zu sehr über die kurze Atempause. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und so hatte ich ein bisschen Zeit, spazieren zu gehen und mich zu fühlen, als wäre ich wieder frei.

Ich kannte diese Stadt fast genauso gut wie mich selbst. Mephi, der sich in den letzten beiden Jahren nur unter Ioph Carn aufgehalten hatte, zog finstere Blicke auf sich. Ich fühlte sie auch auf mir, wie Spinnweben, die sich auf meinen Nacken legten. In meiner Zeit als erster Halbpoeyer an der

Navigationsakademie war ich oft so betrachtet worden. Doch das hatte schlagartig aufgehört, als ich mich zum Volkshelden gemausert hatte. Ein Stück hinter mir ging Philine, auf die wie immer niemand achtete.

Kein Wunder, dass Kaphra das Gefühl hatte, mich an der langen Leine führen zu können. Alle glaubten, ich wäre tot, und Alanga waren beim Volk generell recht unbeliebt. Wer würde mir zuhören, wenn ich um Hilfe bäte? Seit zwei Jahren stahl ich dem Reich und seinen Bürgern in Kaphras Auftrag Geistgestein.

Doch das war nicht alles, worum es Kaphra ging. Ich hatte ihn ein paarmal leise mit seinen Offizieren reden hören. Früher war er nur gierig gewesen, doch seit er mich kontrollierte, hatte er sich verändert. Die Macht, die ich ihm verlieh, hatte seine Gier zu einem übermächtigen Hunger gesteigert. Ich erkannte es an seinem gehetzten und wild entschlossenen Blick: Kaphra wollte inzwischen viel mehr als nur Geld.

Und was immer es sein mochte, ich half ihm dabei, es zu bekommen. Mir war nur nicht klar, wie ihm meine jetzige Aufgabe dabei helfen würde. Was würde denn die Zerstörung von ein paar Booten bewirken?

Ich blieb bei einem Straßenhändler stehen und kaufte ein paar mit Lotuspaste gefüllte Kuchen. Einen warf ich Mephi zu, der ihn so schnell verschlang, dass ich mir nicht sicher war, ob er ihn überhaupt geschmeckt hatte. Den nächsten bot ich Philine an.

Sie betrachtete mich misstrauisch.

»Glaubst du etwa, ich habe ihn vergiftet? Wann hätte ich das denn tun sollen?«

»Nach dieser Bemerkung bin ich mir *sicher*, dass du ihn vergiftet hast.«

Ich seufzte und tat, als wollte ich den Kuchen in den Straßengraben werfen. Sie packte mich am Handgelenk und

nahm ihn mir mit einem weiteren finsternen Blick aus den Fingern.

»Du solltest lernen, dich zu entspannen«, sagte ich, während ich in mein Gebäckstück biss. Der Geschmack erinnerte mich an meine Zeit in der Navigationsakademie und später im Palast der Kaiserstadt.

Ich war so *nah* an Lin dran. Ich hatte ihr versprochen, dass ich zu ihr zurückkehren würde, und nun war sie nur eine Tagesreise von mir entfernt. Gleichzeitig war ich aber sehr weit von ihr entfernt. Die vergangenen beiden Jahre hatten sich wie ein ganzes Leben angefühlt. Es gab so vieles, was ich ihr sagen wollte. Sie musste von dem kurzzeitigen Bündnis zwischen Kaphra, Ragan und Nisong erfahren, mit dem mein Unglück erst so richtig begonnen hatte. Sie musste auch darüber informiert werden, dass Kaphra etwas plante. Dass er das Reich nach seinen Vorstellungen umgestalten wollte.

Und vor allem wollte ich ihr unbedingt mitteilen, dass ich noch am Leben war. Beim Endlosen Meer, ich vermisste sie. Ich vermisste ihre nach Jasmin duftenden Haare und ihre weichen Lippen. Ich vermisste sogar ihren sturen Gesichtsausdruck.

Um mich herum gingen Frauen und Männer ihren allabendlichen Verrichtungen nach. Sie spülten Töpfe, schütteten trübes Waschwasser auf die Straße und trugen den Abfall hinaus. Alle wussten, dass die Welt am Abgrund stand. Das Geistgestein wurde allmählich knapp, der Sumpfhusten griff um sich, die Splitterlosen drohten mit Krieg, und die Spannungen zwischen den Alanga und den Bürgern des Reichs nahmen zu. Dennoch mussten nach wie vor Kleider geflickt und Kinder gefüttert werden. Und die Leute fanden auch noch immer die Zeit, um ein oder zwei Becher zu trinken. Wenn man lange genug in einer Krise lebte, wurde sie irgendwann zum Normalzustand.

Philine aß das letzte Stückchen ihres Kuchens und wischte sich Krümel von den Händen. »Du scheinst den Aufenthalt in der Stadt ja *sehr* zu genießen. Ich wusste gar nicht, dass du in deiner Freizeit so gern grübelst.«

Ich rieb die Falte zwischen meinen Augen und sah sie unter meiner Hand hervor an. »Warum hast du freiwillig angeboten, Mephi und mich im Auge zu behalten? Das hättest du doch gar nicht tun müssen.«

»Ein Pferd, das den ganzen Tag im Stall steht, lässt sich nicht gut reiten. Bilde dir aber bloß nicht ein, dass mir irgendwas an deinem Wohlergehen liegt.«

Ich schnaubte. »Ich habe doch gar nicht vor, dich zu beleidigen.«

Vielleicht kam es mir wegen des Dämmerlichts nur so vor, aber ich glaubte, einen ihrer Mundwinkel zucken zu sehen.

Mephi legte das Kinn auf meine Schulter, sein Kopf war schwer wie ein Fass. »Mehr?«

Ich kratzte den dünnen Bart, der aus seinem Kinn spross. »Heute nicht. Tut mir leid.«

Die Sonne versank im Meer. Der Zwang, Kaphras Auftrag zu erfüllen, zerrte an der Stelle in meiner Brust, an der die Splitter saßen. Am besten erledigte ich ihn sofort. Ich ging denselben Weg zurück, den ich gekommen war, und versuchte, mich den misstrauischen Blicken der Passanten zu entziehen. »Du kannst mir wahrscheinlich nicht sagen, weshalb Kaphra vorhat, die Schiffe zu zerstören, oder?«, fragte ich leise.

Wie erwartet, hatte Philine mich gehört. »Es ist nicht an mir, dir das zu sagen.«

Ich drehte mich ganz plötzlich zu ihr um, was sie zu überraschen schien. Sie schaffte es gerade noch, eine Kollision mit mir zu vermeiden. »Beim Endlosen Meer, wann

wirst du je etwas selbst entscheiden? Worauf wartest du denn noch? Oder bist du mit deiner Stellung tatsächlich zufrieden?»

Ein sehnsüchtiger Ausdruck huschte über ihr Gesicht. »Ich ...«

Auf der anderen Straßenseite erklang Musik. Mein Blick schnellte zu einem Mann hinüber, der auf einem Saiteninstrument eine Melodie spielte, die ich leider nur allzu gut kannte. Er räusperte sich und begann mit einer schönen, etwas nasalen Stimme zu singen.

*Sie besiegten die Konstrukte, beendeten Gaelungs Qual
Unser Kaiser Lin und ihr zukünftiger Gemahl
Als die Sonne stieg – hell und warm
Hielt er sie sicher in seinem Arm*

Zu dem ursprünglichen Lied waren noch weitere Strophen hinzugekommen. Klang es in dieser Version fast, als wären wir ... miteinander verlobt gewesen? Ich hatte eigentlich geglaubt, wir hätten unsere zunehmenden Gefühle füreinander gut verborgen, doch offenbar hatten Gerüchte die Runde gemacht und waren in Liedtexte verwandelt worden. Ich wollte weitergehen und mich auf meine Aufgabe konzentrieren, doch der Mann sang noch immer, und ich Dummkopf hörte ihm weiter zu. Es folgte noch eine Strophe, in der Kleidungsstücke zu Boden fielen und Körper sich eng umschlangen. Allem Anschein nach hatte ich mich recht wacker geschlagen.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen, doch meine Wangen fühlten sich so heiß an, als würden sie von der Sonne der Trockenzeit aufgeheizt werden.

Mephi setzte sich hin, legte mir eine große Pranke auf die Brust und starrte mir ins Gesicht. Seine Schnurrhaare

kitzelten mich an den Schläfen. »Geht es dir gut? Dein Gesicht ist ganz rot.« Er beschnupperte mich, als wollte er herausfinden, welche Krankheit mich befallen hatte. Beim Endlosen Meer, wurde ich etwa *rot*? Wir hatten uns geküsst. Mehr war gar nicht passiert. Nicht, dass ich nicht gewollt hätte. Nicht, dass ich es nicht noch immer wollte. Nicht, dass ich nicht jede Nacht in meinem Bett darüber nachdachte ...

Doch es kursierte ein Lied, das unter anderem unseren hypothetischen Koitus beschrieb.

Zum ersten Mal, seit ich Philine kannte, lachte sie, und zwar *gackernd*. »O nein, es geht ihm ganz und gar nicht gut. Menschen, die unter seiner Krankheit leiden, machen alles Mögliche. Sie graben Löcher und verscharren sich selbst darin oder ertränken sich im Meer.«

Mephi inspizierte mich noch eingehender und drückte mir seine kalte Schnauze in ein Auge. »Bitte mach keins von beidem.«

Ich stieß ihn weg. »Mit mir ist alles in Ordnung.« Offenbar waren Lin und ich doch nicht so diskret gewesen, wie wir geglaubt hatten. Zu viele Diener und Gardisten hatten wohl mitbekommen, wie wir uns immer wieder zu zweit in Räumen aufhielten. Aber wir hatten nicht vorgehabt zu heiraten, wie es in dem Lied hieß. Ich hatte nicht um ihre Hand angehalten und sie mich auch nicht um meine. Wir hatten uns lediglich *zweimal* geküsst.

Sie hatte gesagt, in einer Beziehung mit ihr stünde ich dann ohnehin unter ständiger Beobachtung. Aber mittlerweile ging es in dem Lied um meinen vermeintlichen Tod und Lins Trauer darüber.

»Es ist doch nur ein Lied«, brachte ich heraus. »Wer so etwas schreibt, saugt sich alles Mögliche aus den Fingern. Lin hat nicht ...«

Lin. Nicht der Kaiser.

Philine bedachte mich mit einem wissenden Blick. »Nun, anscheinend hat Kaphra dich wirklich gerettet. Kaiser heiraten nicht die Hauptmänner ihrer Garde. Du wärest immer eine Randfigur geblieben und hättest dich nach ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit gesehnt.«

»Ich war nie nur eine Randfigur«, schnauzte ich und ging davon. Philine kicherte. Es war Zeit, dass ich Kaphras Auftrag erledigte und zum Schiff zurückkehrte, wo ich besagten Auftrag dann hoffentlich schnell vergessen würde. Am Hafen bog ich in den Wald ein und schlich, gefolgt von Mephi und Philine, dichter an das Pier heran, das Kaphra mir gezeigt hatte.

Ich studierte die Schiffe und überlegte, aus welcher Richtung die Welle kommen musste, damit sie nur sie beschädigte. Mephis Schnurrhaare kitzelten mich am Ohr. »Tun wir ein gut?«

»Heutzutage tun wir nur wenig gut«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wieso wir das hier machen.«

Auf dem Pier befand sich nur ein einziger Mann, der gerade seinen Fang entlud. Ich wartete ab, bis er seinen Handwagen leise vor sich hin summend bis zum Ufer geschoben hatte. Dann konzentrierte ich mich auf die Vibration in meinen Knochen und öffnete mein Bewusstsein für das Wasser um mich herum. Ich konnte das tiefe Hafenbecken erspüren. Es war, als tauchte ich die Finger in eine Schüssel. Mein Bewusstsein tastete so lange den Grund ab, bis ich eine Welle fand, die ich auftürmen und beschleunigen konnte.

Boote stießen zusammen und kenterten. Eines von ihnen zerbarst krachend am Pier. Danach war nur noch das leise Gurgeln zu hören, mit dem die Schiffe im Wasser versanken. Einen Augenblick lang wirkten alle in der Umgebung wie gelähmt, dann erklangen Schritte, laute, wütende Stimmen und Entsetzensschreie.

Ein paar Leute versammelten sich am Pier. Sie unterhielten sich murmelnd miteinander und sahen zu, wie die havarierten Schiffe im Wasser versanken. Den wenigen Worten, die ich verstand, entnahm ich, dass ich die Einkommensquelle mehrerer Fischer zerstört hatte und sie sich nicht gerade darüber freuten.

Doch damit konnte ich mich jetzt nicht befassen.

Philine stand dicht hinter mir. »Wir sind hier fertig«, sagte sie. »Lass uns gehen.«

»Können wir nicht noch ein bisschen bleiben?«, fragte ich und sah zu, wie eine Frau in der Menge wütend zur Stadt hin zeigte. Die anderen nickten. Ihre Stimmen wurden lauter und damit zu einem lauten Hintergrundgeräusch für meine Gedanken. »Darf ich noch mal in die Stadt zurück und etwas essen, als kleine Erinnerung an die Freiheit?«

»Mephi erregt jetzt schon zu viel Aufmerksamkeit«, sagte sie ein wenig zögernd.

»Lass mich vor unserer Rückkehr noch ein bisschen hierbleiben«, drängte ich, was Philine mit einem Seufzen quittierte.

Meine Gedanken rasten, während der Mob zur Stadt aufbrach. Kaphra hatte mir nicht befohlen, zum Schiff zurückzukehren. Enthielt einer der Splitter in meinem Körper das Kommando, keinem von Kaphras Ioph Carn ein Leid zuzufügen? Oder hatte er nur dafür gesorgt, dass ich *ihm* nichts tat? Ich verstärkte den Griff um den Stahlstab. Hinter mir schnüffelte Mephi an einem Baum, und ich hörte Philine von einem Fuß auf den anderen treten. Sie war eine exzellente Kämpferin, vielleicht sogar besser als ich. Doch ich hatte Mephi und meine Alanga-Gaben, auf die ich jederzeit zugreifen konnte. Ich musste es jetzt gleich tun, um genügend Zeit herauszuschlagen, bevor mich Kaphra verfolgte. Meine Handfläche war schweißnass. Wenn ich es verbockte, würde ich bestraft werden.

Als ich mich umdrehte, um sie zu attackieren, spürte ich ein Beben.

Ich erstarrte, mein Herz begann zu rasen. Unvermittelt befand ich mich wieder auf der Hirschkopfinsel. Die Sonne brannte mir heiß ins Genick. Die Luft war von Staub und Schreien erfüllt. Instinktiv hielt ich mich an einem Baum fest, ließ ihn jedoch sofort wieder los, aus Angst, er könnte auf mich fallen. Mein Herz schlug so heftig, dass ich kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Es dröhnte in meinen Ohren, und ich konnte merken, dass sich mein Blickfeld verengte.

Philine berührte mich an der Schulter. »Jovis. Jovis? Es ist vorbei. Die Insel versinkt nicht.«

Mephi schob seine Hörner unter meine Hände, um mich zu stützen.

Sie hatte recht. Der Boden bewegte sich nicht mehr, auch wenn es sich anfühlte, als würde er noch immer unter meinen Füßen schlingern. Ich holte tief Luft. Mein Blick weitete sich wieder. Inzwischen hatte ich aufgehört zu atmen. Nein, Moment ... Ich hatte doch geatmet, aber zu schnell. Ich machte einen weiteren tiefen Atemzug. Dann war ich also nicht gestorben. Ich war nicht von einem Baum erschlagen und in das tiefe Meer gerissen worden. Philine hatte einmal gesagt, sie hoffe, mich eines Tages eigenhändig töten zu können und dabei zu hören, wie ich meinen letzten witzigen Spruch riss. Im Vergleich zu dem, was gerade geschehen war, wirkte diese Vorstellung geradezu tröstlich. Schließlich hatte sich mein Herzschlag so weit beruhigt, dass ich wieder sprechen konnte. »Sieh mal an. Dir liegt ja doch etwas an meinem Wohlergehen.«

Sie verengte die Augen und zog angewidert die Hand zurück, als hätte sie in einem Misthaufen gesteckt.

Am Rand der Stadt schrie jemand.

»Jovis«, sagte Mephi. Seine Ohren zuckten. »Das Beben kam nicht von der Insel.«

Alanga.

Da ich nun wusste, worauf ich achten musste, hörte ich wütende Schreie und bemerkte, dass der Mob sich um eine bestimmte Stelle geschart hatte. Ich sah mich zu Philine um. »Warum hat Kaphra denn gewollt, dass ich die Schiffe zerstöre?«

Ihr Seufzer schien von den Baumstämmen widerzuhallen. »Nun kann es wahrscheinlich nicht mehr schaden ... Kaphra hat dich bei sich, und du verleihst ihm Macht. Er will keine Konkurrenz.«

Die Alanga, die einer nach dem anderen getötet wurden ... Sie waren nicht von irgendeiner mysteriösen Gruppierung umgebracht worden, sondern von Kaphra. Sein Arm reichte weit. Auf so gut wie jeder Insel gab es irgendeine mächtige Person, die ihm etwas schuldete. Er mochte es, andere in die Pflicht zu nehmen, und genoss es geradezu, Gefallen einzufordern, besonders, wenn sie schwer zu erfüllen waren. Es wäre ein Leichtes für ihn, seinen Verbündeten und seinen Schuldnern einen entsprechenden Befehl zukommen zu lassen: *Tötet alle Alanga, von denen ihr erfahrt.* Die meisten Alanga hatten sich noch nicht an ihre Gaben gewöhnt und konnten noch recht leicht ausgeschaltet werden. Doch Kaphra machte sich nur ungern selbst die Hände schmutzig.

Die Beben, der wütende Mob, die Schiffe – plötzlich ergab das alles einen Sinn. Wieso sollte man seinen wertvollsten Besitz losschicken, um einen lästigen Alanga zu erledigen, wenn man ihn auch von ein paar aufgebrauchten Bürgern töten lassen konnte? Es war das Gleiche wie mit dem Geistgestein: Je weniger Alanga es im Reich gab, desto mächtiger wurde Kaphra.

Drüben in der Stadt gab es irgendeinen Unschuldigen, der für meine Tat büßen würde.

Ich fühlte mich vollkommen zerrissen. Lin brauchte mich. Ich konnte ihr helfen, das Reich zusammenzuhalten. Doch hier hatte ich ein Unrecht begangen, das nur ich wieder in Ordnung bringen konnte. Irgendwo in der Stadt befand sich ein verängstigter Alanga, der von aufgebracht schreienden Sterblichen umzingelt war und sie mit dem einzigen Mittel abzuwehren versuchte, das ihm zur Verfügung stand.

Mephi hatte mir gesagt, ich sei jemand, der anderen helfe, aber er hatte mir nie erklärt, was ich in dem Fall tun sollte, wenn mehrere Personen gleichzeitig meine Hilfe benötigten.

Möglicherweise bot sich mir hier gerade eine Chance zur Flucht. Ich hatte Lin ein Versprechen gegeben, und ich versuchte immer, mein Wort zu halten.

Ich kletterte auf Mephis Rücken und ritt zur Stadt. »Hey!«, rief Philine hinter mir her. Ich sah nicht einmal zurück, ob sie mich verfolgte. Während wir den Wald verließen und auf die Menge am Stadtrand zustürmten, überschüttete ich mich mit Selbstvorwürfen: Mischte ich mich nur aus Eitelkeit ein? War ich wirklich so sehr davon überzeugt, derjenige zu sein, der alles verändern konnte? Doch insgeheim wusste ich genau, wieso ich es tat: weil niemand sonst etwas unternahm.

Und irgendjemand musste es tun.

Wir bahnten uns einen Weg durch die Menge. Ich stieß mit meinem Stab Leute zurück, die sich auf mich stürzten. Einige von ihnen griffen mich mit Messern an, andere bewarfen mich mit Steinen. Ich war jedoch schnell genug, um allen Attacken auszuweichen. Die Menge brodelte wie ein Topf, der jeden Augenblick überzukochen drohte. Ich entdeckte zwei Männer, die mit dem Rücken an der Wand einer

Schenke standen. Um sie herum lagen alle möglichen Gegenstände verstreut: Steine, tote Fische, vergammeltes Gemüse, Abfall und ein paar Klingen. Sie schienen Brüder zu sein. Obwohl einer von ihnen einen Bart trug und der andere nicht, sahen ihre Gesichter vollkommen gleich aus. Sie waren Zwillinge.

»Bleibt zurück!«, rief einer von ihnen und hob einen Fuß. Zwei schwarze Ossalen wanden sich um die Knie der beiden Männer und schnatterten besorgt.

»Es gibt einen guten Grund, weshalb alle Alanga aus dem Reich vertrieben worden sind!«, schrie jemand aus der Menge.

Ich schwang mich von Mephis Rücken herunter. »Diese Männer haben nicht eure Boote zerstört«, rief ich. »Sie könnten jetzt noch gar kein Wasser bewegen.«

Einen Moment lang kam der Mob zur Ruhe. Alle Blicke waren auf Mephis mächtige Gestalt und mich gerichtet. »Wer war es dann?«, rief ein Mann vor mir. »Du?« Er war von kleiner Statur und hatte einen runden Bauch. Mit einem Lächeln hätte er vermutlich gutmütig ausgesehen. Doch im Augenblick hielt er einen Besen in den Händen und umfasste den Stiel so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Es war nicht möglich, jemanden mit einem Besen zu erstechen, doch dieser Mann sah aus, als wäre er bereit, es zu versuchen.

Ich sah ihn verwirrt an. Was sollte ich ihnen sagen? Dass ich es gewesen war? Ich wollte nicht gegen eine Ansammlung mir deutlich unterlegener Menschen kämpfen, die nur wütend waren, weil ein Teil ihrer Lebensgrundlage zerstört war. »Ragan«, sagte ich schließlich.

Die Leute sahen mich erwartungsvoll an.

»In der Schlacht von Gaelung hat es einen Alanga gegeben, der gegen den Kaiser gekämpft hat.«

Lautes Murmeln erhob sich.

»Moment mal, willst du uns etwa einreden, du wärest auch dort gewesen?«

»Wer bist du überhaupt?«

»Du bist genauso abscheulich wie die anderen.«

Ein Stein kam aus der Dunkelheit geflogen und traf mich an der Stirn. Ich hörte den Aufprall, bevor ich einen kurzen Schmerz spürte und die Wunde sich sofort wieder schloss. Ein paar warme Blutstropfen sickerten in eine meiner Augenbrauen.

Mein Blick fiel auf den Mann vor mir. Er rührte sich nicht, und der Besen hing ihm schlaff in den Händen. Wegen des allgemeinen Lärms konnte ich seine Stimme nicht hören, aber ich sah, wie sich seine Lippen bewegten. *Ich kenne dich.*

Vor Jahren hatte mich ein tollpatschiger Händler gebeten, nicht ein, sondern zwei Kinder vor der Zehntfeier zu retten. Sie seien beste Freunde, hatte er gesagt. Im Laufe der Jahre hatte sich sein Gesicht etwas verändert, meines allerdings auch.

»Jovis«, sagte er so laut, dass die Umstehenden es hören konnten. »Du bist doch ... tot?«

Ich öffnete den Mund, unsicher, was den Splitter in meiner Brust aufflammen lassen mochte. Ich durfte nicht verraten, wer ich war. Doch galt dieses Verbot auch, wenn jemand anders meine Identität zuerst enthüllte? Ich entschied mich für ein halbherziges Achselzucken, mit dem ich mir lediglich einen stecknadelkopfgroßen Schmerz einhandelte.

Die Stimmung der Menge veränderte sich.

»Dieser Mann ist ein Held«, sagte der Händler. »Er hat meine Tochter und ihren Freund vor Jahren vor der Zehntfeier bewahrt.« Dass ich dafür Geld bekommen hatte, erwähnte er nicht. »Er hat auf Gaelung gegen die Konstrukte-Armee gekämpft. Wenn er sagt, dass es nicht diese beiden Männer waren, glaube ich ihm.«

Wie sehr kann man sich selbst verabscheuen? Ich wollte ins Endlose Meer gehen, mich unter losem Seetang begraben und die Füße tief in den Sand bohren. Ich war kein Held mehr. Ich hatte getan, was Kaphra von mir verlangte. Ich hatte mich ihm nicht widersetzt – in der Hoffnung, dass ich ihn einlullen und eine Chance zur Flucht bekommen würde. Und in der Zwischenzeit hatte ich Leute verletzt, die es nicht verdient hatten. Ich hatte sogar welche getötet.

»Wartet«, sagte ich matt und bedeutete den beiden Männern hinter mir, sich zu verdrücken. Ich hoffte, dass sie es tun und in die Kaiserstadt gehen würden, wo Lin ihnen gewiss half. Anschließend wandte ich mich mit erhobenen Händen wieder der Menge zu, die sich immer enger um mich scharte.

»Die Ioph Carn haben dich umgebracht«, sagte eine Frau und streckte die Hand nach mir aus. »Das haben sie uns zumindest erzählt.«

»Es ist alles so schrecklich, Jovis ...«

»... wir brauchen deine Hilfe ...«

»Es gibt kaum noch Geistgestein und nur ganz wenige Karonüsse ...«

So viele Leute, die etwas von mir wollten und *brauchten*. Früher hatte ich nicht ihr Held sein wollen. Jetzt wünschte ich, ich könnte es. Mephi stieß mit seiner kalten Schnauze mein Ohr an. Er wollte sicher, dass wir ein gut taten. Aber wir mussten weg, bevor ...

»Komm her«, drang Kaphras Stimme durch den Lärm. Ohne nachzudenken, ging ich steifbeinig auf ihn zu. Mein Magen verknotete sich vor Angst. Ich setzte mich gegen seinen Befehl zur Wehr, wie ich es anfangs getan hatte, als er seine ersten Kommandos an mir ausprobiert hatte. Ich versuchte, den Splitter in meiner Brust mit reiner Willenskraft zu überwältigen, ihn zu zerbrechen und aus mir hinauszuz-

drängen. Doch genauso gut hätte ich auch versuchen können, allein mit meinem Atem einen Stein zu bewegen.

»Wann wirst du endlich lernen, dich nicht in Angelegenheiten einzumischen, die dich nichts angehen?«, fragte er, als ich bei ihm ankam.

Ich deutete auf die Menge. »Das ist meine Angelegenheit. Du hast es dazu gemacht, als du mich dazu gezwungen hast, diese Schiffe zu versenken.«

Ich spürte die Verwirrung der Leute um mich herum und sah ihre verunsicherten Blicke. Mir war klar, wie merkwürdig das alles auf sie wirken musste. Sie wussten nicht, wer Kaphra war, glaubten aber, mich zu kennen. Sie erwarteten, dass ich sie retten und das an ihnen begangene Unrecht wieder in Ordnung bringen würde. So, wie es die Helden in den Sagen taten.

Vielleicht war ich für kurze Zeit ein Held gewesen, doch nun versuchte ich nur noch zu überleben.

Kaphra erwiderte einen Moment lang meinen Blick, dann drehte er sich zur Menge um. Über uns lugten Leute durch Fensterläden. »Glaubt ihr, dass ihr irgendeinem Alanga vertrauen könnt?«

Nein. Nicht das. Dann möchte ich lieber weiter für tot gehalten werden.

Mephi, der spürte, was als Nächstes kommen würde, winselte.

»Jovis«, sagte Kaphra. »Zerstöre diese Stadt.«

Kapitel 5

Lin

Kaiserinsel

Urames Tod versetzte das ganze Reich in Unruhe. Nachdem ich ihren Kopf erhalten hatte, trafen schon bald zahlreiche Briefe ein – von anderen Inselgouverneuren, die das gleiche Schicksal fürchteten, von verschiedenen Gruppierungen, die auf Gaelung um die Macht rangen, und von den Kapitänen der kaiserlichen Frachtschiffe, die sich um den Warenfluss sorgten, der wegen der immer knapper werdenden Geistgesteinsvorräte ohnehin nur schleppend vonstattenging. Da ich wusste, dass Urame keine Familie hatte, die ihren Kopf gern zurückgehabt hätte, verbrannte ich ihn im Garten des Palasts und legte einen Wacholderzweig auf den Scheiterhaufen.

Es wäre so leicht, das Reich auseinanderfallen zu lassen, mich nur auf diese Insel zu konzentrieren und alle anderen nach Herzenslust Geistgestein schürfen zu lassen. Mich nur um mich selbst und meine Liebsten zu kümmern. Doch ich konnte die Bewohner der anderen Inseln doch nicht schutzlos den Entscheidungen ihrer Gouverneure überlassen.

Und was war mit den Splitterlosen? Möglicherweise gab es unter ihnen Einzelne, die noch immer an ihre Gründungsprinzipien glaubten und auf die Bildung eines Rates setzten. Doch Dione war ihr Anführer, und sie waren ihm treu ergeben. Lagen ihm alle Bürger des Reichs am Herzen? Er hatte

uns geholfen, Gaelung von den Konstrukten zu befreien, doch danach hatte er sich wieder zurückgezogen und keinen Zweifel daran gelassen, dass er mich und meinesgleichen wieder als seine Feinde betrachtete. Und so würde ich auch weiter versuchen, dieses lose Gespinst zusammenzuhalten, selbst wenn ich mich selbst dabei zerriss.

Und dann gab es noch Berichte von Ausschreitungen auf der Kaiserinsel, in der Stadt, in der sich die Navigationsakademie befand. Ikanuy hatte mir zögerlich und möglichst schonend beigebracht, dass die Leute dort glaubten, sie hätten Jovis gesehen. Einen Augenblick lang war mir das Herz aufgegangen. Ich hatte zwar nicht gewusst, wie das möglich sein sollte, doch das war mir gleich gewesen. Aber dann hatte Ikanuy mir beschrieben, was der besagte Alanga getan hatte. Anstatt irgendjemandem zu helfen oder die Ausschreitungen zu beenden, hatte er einen Teil der Stadt zerstört. Es musste also irgendein anderer Alanga gewesen sein.

Dennoch wünschte ich mir, ich wäre zu dieser Zeit nicht auf Riya gewesen und hätte mich sofort an Ort und Stelle begeben können, um selbst nach diesem Mann zu suchen. Wer immer er sein mochte, mittlerweile war er sicher längst wieder verschwunden.

Ich betrachtete die durchscheinende Schneide des Schwerter mit der weißen Klinge und klopfte darauf. Thranas Ohren zuckten zu mir zurück, während sie weiter den Blick auf den Hof unter meinem Schlafzimmerfenster gerichtet hielt. »Dass du es anschaust, wird nichts an seinen Eigenschaften ändern«, sagte sie grollend und verlagerte das Gewicht. Die Bodendielen knarzten unter ihren mittlerweile tellergroßen Füßen. Als ich auf ihr in die Schlacht auf Gaelung geritten war, waren ihre Schultern noch so hoch wie die eines Ponys gewesen. Mittlerweile erinnerte sie eher an ein Pferd.

Ich nahm das Schwert vom Tisch und wog es in den Händen. Das Band, mit dem der Griff umwickelt war, hinterließ Abdrücke in meiner Handfläche. »Ich weiß, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass ich etwas Wichtiges übersehe.« Ich blätterte in Diones Tagebuch. Die Seiten fühlten sich brüchig an. Er hatte erzählt, wie das Schwert entstanden war. Ylan, der erste Kaiser, hatte ihm verheimlicht, dass er damit Alanga hatte töten wollen.

Während der vergangenen beiden Jahre hatte ich alles getan, um die Beziehungen zwischen dem Kaiserhaus und den Wolkenbaum-Klöstern zu verbessern. Unter anderem hatte ich einem Mönch gestattet, sich den Baum im Palast anzusehen, den mein Vater gehegt und gepflegt hatte. Im Gegenzug hatten sie mir widerwillig ein bisschen von dem erzählt, was in den verbotenen Texten in Klöstern stand – in den Büchern aus der Zeit vor der Vertreibung der Alanga. Die Alanga und ihre Nachfahren hatten einst unter den Bewohnern des Reichs gelebt. Allerdings hatten sie eine eigene, in sich geschlossene Gruppe gebildet. Die ursprünglichen Alanga waren mächtig gewesen und hatten ihre Nachfahren, von denen einige über eingeschränkte magische Kräfte verfügten, bevorzugt behandelt, sodass diese große Reichtümer anhäufen und sich über alle anderen erheben konnten. Die Ruinen der wunderschönen Städte, die ich gesehen hatte, das Wandgemälde im Kaiserpalast – all das war von gewöhnlichen Bürgern geschaffen worden.

Man nannte sie Alanga-Ruinen, doch dieser Name war irreführend. Die Alanga hatten sie nicht erbaut, sondern nur darin gelebt.

Mittlerweile konnte ich Ylans Zorn auf Dione besser verstehen, und auch die Verzweiflung, die ihn zu seiner List getrieben hatte. Aus den Schwertern wurde ich jedoch noch immer nicht schlau. Laut Diones Tagebuch hatte Ylan sieben

Klingen hergestellt. Doch selbst mit denen hätten die Sukai unmöglich jeden einzelnen Alanga zur Strecke bringen können. Und nicht zu vergessen: auch deren Nachfahren. Die Jagd hätte Jahrzehnte dauern müssen, und sicherlich wären ihnen dabei ein paar Alanga durch die Finger geschlüpft. Irgendwelche Lücken gab es immer.

Es klopfte, und die Tür öffnete sich. Ich nahm das Schwert und ließ es ganz schnell mitsamt der Scheide in den Spalt zwischen den Schreibtischschubladen und dem Boden gleiten. Mein Herz schlug schneller. War Dione bereits hier?

Thrana schien zu spüren, was mir durch den Kopf ging. »Er ist es nicht. Bislang ist noch niemand durch das Tor gekommen.«

Eine Dienerin streckte den Kopf herein. Ihre großen schwarzen Augen glänzten wie die eines Rehs. »Verzeihung, Eminenz. Phalue ist hier und möchte mit Euch sprechen.«

Ich brachte es nicht fertig, meinen Herzschlag zu beruhigen. Die Splitterlosen waren eine noch größere Gefahr für das Reich als Ragan und Iloh. Ihre Armee war in den vergangenen Jahren stetig gewachsen. So viele Soldaten brauchte man nur, wenn man etwas erobern wollte. Doch Dione hatte sich auf ein Treffen mit mir eingelassen – und das wertete ich als ein gutes Zeichen. Ich war sicher, dass wir einen verheerenden Krieg noch immer abwenden konnten. »Du musst neu sein«, sagte ich streng. »Sonst wüsstest du nämlich, dass man nicht uneingeladen einen Raum betritt, in dem sich der Kaiser aufhält. Öffne beim nächsten Mal die Tür erst, nachdem du eine entsprechende Aufforderung gehört hast.«

Sie senkte reumütig den Kopf.

»Schicke sie herein«, sagte ich.

Phalues breite Schultern füllten fast den gesamten Türrahmen aus. »Eminenz«, sagte sie und machte beim Eintreten so viel Lärm, als wäre sie ein Ackergaul, der einen Pflug

hinter sich herzog. Was wahrscheinlich zum Teil an ihrer Lederrüstung lag. Mich überraschte immer wieder, wie flink sie sich bei unseren Fechtübungen bewegte und wie groß der Unterschied zwischen Phalue, der Politikerin, und Phalue, der Kämpferin, war. Die eine Rolle schien ihr wesentlich mehr zu liegen als die andere.

Sie ließ die Tür hinter sich offen stehen.

»Allmählich wird es Zeit, dass ich nach Nephilanu zurückkehre.«

Typisch Phalue. Sie hielt sich nie lange mit höflichen Vorreden auf oder versuchte, die Stimmung der Leute zu ergründen, mit denen sie sprach. Ich fand das erfrischend, vor allem im Unterschied zu jemandem wie Iloh. »Sind wir mit unseren Lektionen denn schon fertig?« Ich hatte das Gefühl, mittlerweile recht gut mit dem Schwert umgehen zu können, war aber sicher noch keine Meisterin.

Phalue schüttelte den Kopf. »Ihr müsst jemand anderen finden, der weiter mit Euch übt. Ihr seid keine schlechte Schülerin, Eminenz, aber es hat zu viele Unterbrechungen gegeben. Und zu Hause warten eine Frau und eine Tochter auf mich.«

Ich betrachtete ihr Gesicht eingehender und bemerkte den angespannten Zug um ihren Mund. »Du machst dir Sorgen, dass die Splitterlosen angreifen könnten. Dione und ich haben uns geeinigt: Ich lasse Khalute in Frieden, und er greift das Reich nicht an.«

»Khalute ist nicht weit von Nephilanu entfernt«, erwiderte Phalue. »Und während der Regenzeit ist es ein strategisch wichtiger Ort. Diones ... Drohung war unmissverständlich.«

»Aber er hat sie nicht wahr gemacht«, erwiderte ich. »Er hat sich auf ein Treffen mit mir eingelassen. Er hat uns auf Gaelung geholfen. Es ist lange her.«

»Ja«, sagte Phalue nur und ließ ihr anschließendes Schweigen für sich selbst sprechen. Vielleicht fühlte sie sich in ihrer Rolle als Politikerin ja doch nicht so unwohl, wie ich gedacht hatte.

Es gefiel mir, Phalue hier im Palast zu haben. Sie war mit mir auf Gaelung gewesen und behandelte mich wie eine Gleichgestellte – zumindest, wenn wir fochten. Ich hatte begonnen, sie als Freundin zu betrachten. Doch dann dachte ich daran, dass ich alles dafür gegeben hätte, wieder mit Jovis zusammen zu sein. »Ich werde dich nicht aufhalten. Wenn du vorhast, nach Hause zurückzukehren, dann pack deine Sachen, und mach dich auf den Weg. Ich verstehe, weshalb du dort sein willst.« Ich stand auf und neigte den Kopf. »Es war mir eine Ehre, von dir ausgebildet zu werden, Sai.«

Sie verzog das Gesicht und hielt mir ihre Hand hin.

Verwirrt ergriff ich sie. Sie zog mich an sich. Einen Augenblick lang glaubte ich, sie wolle mich attackieren, und versteifte schon die Schultern. Doch sie umarmte mich nur kurz nach Soldatenart – mit der rechten Hand umfasste sie meine rechte, mit der linken klopfte sie mir auf den Rücken. Ich selbst ließ meine Linke derweil reglos hängen. Schließlich löste sich Phalue wieder von mir. »Ich kann das Reich nicht unterstützen«, sagte sie leise. »Aber Ihr persönlich – Ihr seid nicht wie Euer Vater. Ich weiß, wie es ist, wenn man sich von seinen Eltern unterscheidet. Lasst Euch von niemandem etwas anderes einreden.«

Sie räusperte sich und verließ rasch den Raum, in dem es danach noch einen Augenblick lang nach gegerbtem Leder roch – und in mir breitete sich ein Gefühl aus, das meine Einsamkeit zurückdrängte. Offenbar hassten mich nicht alle Gouverneure.

»Er ist da.« Thranas tiefe Stimme hallte von den Fensterläden wider. »Er hat Begleiter mitgebracht. Insgesamt fünf.«

Dione. Bei unserer letzten Begegnung hatte er gesagt, dass wir für immer Feinde bleiben würden. Ich hatte mein Bestes getan, um zu beweisen, dass ich anders als meine Vorfahren war, und ich hatte der Anti-Alanga-Propaganda meines Vaters vehement widersprochen. Vielleicht hatte es am Ende doch genügt. Ich musste hoffen, dass es so war. Wieso hätte er diesem Treffen sonst zustimmen sollen?

Ich hatte meine Soldaten angewiesen, ihn und seine Begleiter gleich nach ihrer Ankunft in den Befragungsraum zu bringen. Ich machte mir nicht die Mühe, den kaiserlichen Kopfschmuck aufzusetzen. Er hätte mir bei den Splitterlosen bestimmt keine Sympathien eingebracht. Besonders Dione hatte einen guten Grund, ihn zu verabscheuen. Stattdessen hatte ich ein einfaches schwarzes Kleid mit schwarzen Stickereien an den Ärmeln angezogen. Der Kragen war mit goldenen Phönixen bestickt. Vor meiner Brust hingen mehrere Schlüssel, die auf subtile Weise meinen hohen Rang symbolisierten.

Ich holte noch einmal tief Luft, winkte Thrana und machte mich mit ihr auf den Weg zu den Splitterlosen. Nachdem ich die Schlafzimmertür abgeschlossen hatte, schlossen sich mir zwei Gardisten an. Auf dem Weg zu dem Befragungsraum kam uns die Dienerin mit den Rehaugen entgegen. »Bring uns Tee«, sagte ich zu ihr. »Und warte diesmal – um des Reichs willen – nach dem Klopfen die Antwort ab.«

Ich ließ sie nicht warten. Dione saß am hinteren Ende des Tisches. Seine fünf Begleiter hatten links und rechts von ihm Platz genommen. Er sah genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte, mit seinen ergrauenden Haaren, dem säuberlich gestutzten Bart und den Falten, die sich seit unserem letzten Aufeinandertreffen nicht vertieft zu haben schienen. Durch sein linkes Auge verlief eine Narbe. Es wirkte trübe und blicklos. Mit seinem verbliebenen Auge sah er

mich finster an. Ihm gegenüber nahm ich mit dem Rücken zur Tür Platz. Thrana rollte sich in einer Ecke zusammen. Die Splitterlose, die vor Thrana saß, konnte wahrscheinlich deren heißen Atem im Genick spüren. Ja. Ihr unruhiger Blick und ihre steife Sitzhaltung bestätigten mir, dass es so war. Die anderen vier waren so ruhig wie das Endlose Meer an einem windstillen Tag. Sie bemühten sich um ausdruckslose Mienen, doch ich bemerkte ihre Verachtung – an einer leicht gerümpften Nase hier, einem ungeduldig klopfenden Finger dort oder dem zur Seite geneigten Kopf, mit dem einer von ihnen mich betrachtete. Ich wusste nicht, was Dione ihnen über mich erzählt hatte.

Ich spürte, wie sich mein Rücken versteifte und ich eine der Verteidigungspositionen einnahm, die Phalue mir gezeigt hatte. Ich hatte gesehen, wozu Dione fähig war, wenn er seine Magie wirkte. Auch jetzt noch, während ich ihm gegenüber an diesem Tisch saß, in *meinem* Palast, regte sich ein Funken Ehrfurcht in meiner Brust, vermischt mit Furcht. Dieser Mann war der mächtigste Alanga überhaupt gewesen. Er hatte nicht nur Ylans Säuberungsaktion überlebt, sondern auch herausgefunden, was die Leute unzufrieden machte, und eine Volksbewegung daraus geschaffen. Und nun befahl er eine ganze Armee. Es war schwer, all das nicht zu respektieren. Neben ihm kam ich mir wie ein Kind vor. Im Vergleich zu ihm *war* ich auch ein Kind.

Der Waffenstillstand, den wir geschlossen hatten, war nicht sonderlich stabil. Ich musste aufpassen, dass ich ihn nicht brach. Ich hatte Soldaten nach Gaelung geschickt, um die Lage auf der Insel zu stabilisieren. Außerdem wollte ich interne Kämpfe um den Gouverneursposten verhindern, der vakant war, da Urame keinen Erben hinterlassen hatte. Ikanuy durchforstete die Stammbäume, um einen entfernten Verwandten ausfindig zu machen, der ein geeigneter Ersatz

wäre. Auf jeden Fall musste es ein Blutsverwandter sein, damit niemand seinen Herrschaftsanspruch in Zweifel ziehen konnte.

Falls Dione unseren Waffenstillstand brach, würde ich kaum genug Zeit haben, um diese Soldaten in den Süden zurückzubeordern.

»Ich hoffe, ihr hattet eine angenehme Reise«, begann ich.

»So angenehm, wie so eine Reise während der Regenzeit eben sein kann. Wir waren die ganze Fahrt über klatschnass und sind wie Murmeln in unserer Kabine herumgekullert.« Dione betrachtete mich, und ich wusste, dass er meinen Gesichtsausdruck und die Kleidung musterte, die ich gewählt hatte. Sein Blick glitt über die goldenen Stickereien an meinem Kragen. Er verstand sich auf dieses Spiel genauso gut wie ich. »Aber immerhin sind wir nicht von Seeschlangen angegriffen worden. Oder von Ioph Carn.«

Wusste er, dass mein Geistgesteinsvorrat schrumpfte? »Ja, nun, ich habe gehört, dass Kaphra mittlerweile einen Alanga in seine Dienste genommen hat. Sie nennen ihn den Mahlstrom. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie verheerend es gewesen wäre, wenn du deine Kraft mit seiner hättest messen müssen.«

Diones Mundwinkel zuckten. Warum, wusste ich nicht. Überraschte ihn diese Information oder der Umstand, dass ich die Gerüchte kannte? »Eine Regenzeit, Ioph-Carn-Angriffe, Urames brutale Ermordung ... Wir können nur froh sein, dass es keine Konstrukte mehr gibt.«

Dichte Regenwolken verdunkelten den Himmel. Konnte er trotzdem den Puls an meinem Hals sehen? Ich hatte in der Höhle, in der noch immer die Kopie meines Vaters schlief, mit Thranas Splittern experimentiert. Aber davon konnte er nichts wissen. Ich hatte nur Thrana eingeweiht.

»Ja, dafür können wir wirklich dankbar sein.«

